5/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

El Costeño

– der von der Küste. Aus dem nikaraguanischen Reisetagebuch

Schatz am Bahndamm

Juwelenraub in Böhmen

Nordpolstation driftet in wärmere Gewässer

Hilfe aus Eisnot

★ Inhalt

Reisetagebuch Nikaragua
Indianer in der Atlantikregion **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Pflügen ohne Pflug – neue Technologien für Kasachstans Neuland **Seite 16**

Gespräch
Chemiewaffen – der leise, fürchterliche Tod **Seite 20**

Bildbericht
Neues sowjetisches Tauchboot auf Jungfernfahrt **Seite 22**

Tourismus-Brevier **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Harry Naujoks, des Lagerältesten von Sachsenhausen **Seite 26**

Geschichte
Geld stinkt doch **Seite 28**

Ich sah im Kino
Gisela Karau über einen Gegenwartsfilm aus der ČSSR **Seite 30**

Architektur
Der Bauhäusler Ludwig Mies van der Rohe **Seite 32**

Erzählung
Andřej Neff: „Das Rätsel" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Natur und Umwelt
Auf Gemsenpfaden im Tatra-Nationalpark der ČSSR **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Juwelenraub
Wertvoller Granatschmuck verschwand in Böhmen **Seite 46**

Sport
WM-Premiere der Damen im Biathlon **Seite 50**

Rettungsaktion
Die Evakuierung von „Nordpol 28" durch den Atomeisbrecher „Rossija" **Seite 52**

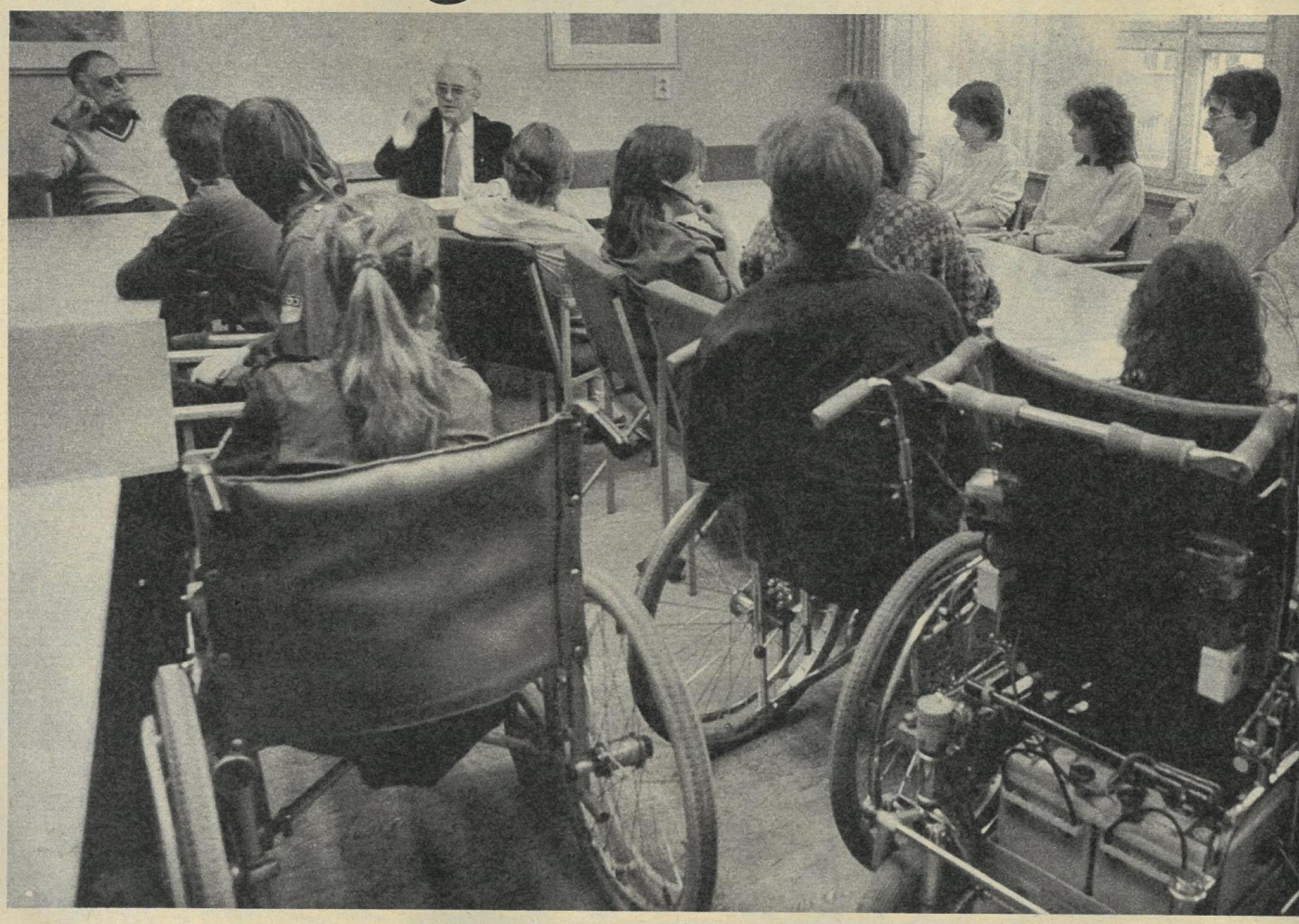
Titelfoto:
Der APN-Korrespondent A. Pawlow fotografierte Alexander Tschernyschow, den Leiter der „ersten Schicht" von „Nordpol 28"

Redaktionsschluß für dieses Heft: **6. 3. 1989**

★ Im Blickpunkt

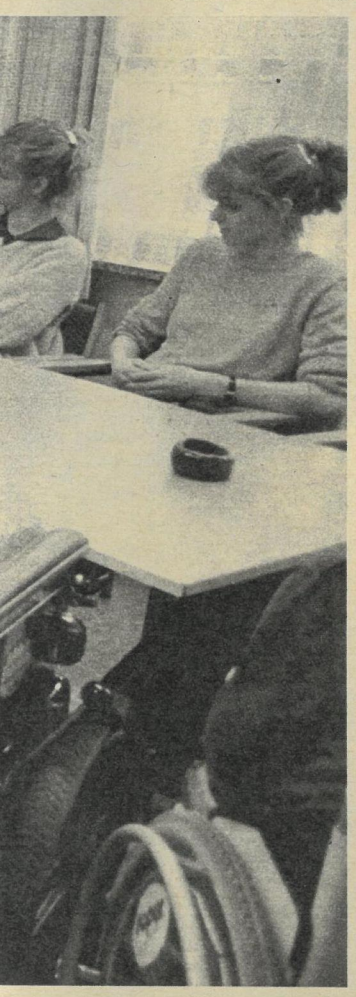
Birkenwerders Bürgermeister

Immer dienstags steigt Günter Lewinsohn, der Bürgermeister, zur Spitze dieses Turms empor, um die Uhr aufzuziehen. In mildes Licht getaucht, zeigt sie am frisch verputzten Gebäude auch nachts, weithin sichtbar, die richtige Zeit. Das Rathaus steht nicht am Marktplatz, denn Birkenwerder hat keinen. „Wir sind eine S-Bahn-Gemeinde mit all ihren Problemen." In 45 Minuten kommt man von hier bis zum Berliner Alex. „Eine Gemeinde mit Siedlungscharakter", fügt er an. Eine von 707 Gemeinden im Bezirk Potsdam. Birkenwerder hat keine Landwirtschaft, keinen Großbetrieb, jedoch zwei bedeutende Einrichtungen: die Bezirksklinik für Orthopädie und die Olga-Benario-Prestes-Schule, eine von 36 Oberschulen für Körperbehinderte im Lande, zugleich die einzige, die bis zum Abitur führt. Günter Lewinsohn amtiert seit sieben Jahren in Birkenwerders Rathaus. Ein Mann, der die Menschen liebt. Vielleicht auch gerade deshalb, weil er in Jahren aufwuchs, da Unmenschlichkeit regierte. Der gebürtige Berliner, ein Einzelkind, hatte einen Ju den zum Vater. Verständ lich seine Bemerkung, daß er eigentlich erst nach dem 8. Mai '45, als Vierzehnjäh riger, zu leben begann. Er aktiv in Antifa-Jugend und FDJ, wurde Bürobote im Rat der Stadt. In Velten (dort wohnt er noch heute). Dann lernte er Chemiela borant, wurde Chemie-Ingenieur. „Mein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden trieb mich Jahre später als Fernstudent an die Humboldt-Universität". Abschluß: Diplom-Jurist. Lange Zeit war er stellvertretender Verwaltungsdirektor für Technik an der Berliner Charité. Nur



macht er bürgernahe Kommunalpolitik, schlägt sich wacker, wenn's um Grundwerte unserer Demokratie geht. „Ich habe nie in meinem Leben an meinem Stuhl geklebt", sagt er, der sich als Spitzenkandidat der Gemeinde für die nächsten fünf Jahre abermals zur Wahl stellt. „Die einen freuts, die andern ärgerts." Der Tagesärger bleibt gerade auch einem Mann der örtlichen Kommunalpolitik nicht erspart. Manchmal hilft dagegen ein Rat, der im Gemeinderat kursiert: „Nehmt alles ernst, aber nicht verbissen, sonst droht der Herzinfarkt!" Der Lebhafte, Sympathische aus Velten ist Märzgeborener. Widder also. Einer von denen, die mit dem Kopf durch die Wand wollen? „Das geht nicht", sagt er entschieden, „auch nicht als Bürgermeister. Da muß man klug und besonnen sein. Und man darf alles haben, nur keine Hemmungen." Außer Tagessorgen gibt es natürlich auch Freude. Für Günter Lewinsohn beispielsweise am 23. Februar. Da gehörte seine Gemeinde zu denen, die im Nationalrat der Nationalen Front für ihren Beitrag in der Bürgerinitiative „Schöner unsere Städte und Gemeinden" geehrt wurden. 5,8 Millionen Eigenleistungen im Vorjahr bei einer Einwohnerzahl von 5813! Kein Pappenstiel. Einer Bürgerin indes war die Auszeichnung Anlaß, um an den Rat zu schreiben. Einen bösen Brief, wie es auf den ersten Blick schien. Die Auszeichnung sei unverdient, denn im Ort gebe es ja wohl noch so manchen Schandfleck. Sie legte den Finger auf Wunden, die auch den Bürgermeister schmerzen. Straßen- und Wegebau, Ortsbeleuchtung, Ordnung und Sauberkeit. Einmal hapert's an Kapazität und Mitteln. Zum anderen an Einsicht und gutem Willen. Der Bürgermeister will den Brief nicht beantworten. Er hat vor, die Schreiberin ins Rathaus einzuladen und mit ihr vertrauensvoll zu reden, weil eben „die Auszeichnung durch den Nationalrat noch höhere Anforderungen an uns stellt." Man wird sie gemeinsam erfüllen. Da ist sich Birkenwerders Bürgermeister ziemlich sicher. Schließlich ist er – wie er scherzhaft von sich selbst sagt – ein Berufsoptimist.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)



„Republikaner"

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Richter des Karlsruher „Bundesgerichtshofs" setzten kürzlich die ohnehin milden Freiheitsstrafen von je vier Jahren auf die gesetzliche Mindeststrafe von drei Jahren herab, weil sie bei zwei faschistischen Euthanasie-Ärtzen „im Fall Dr. Ullrich nur die Beihilfe zu 2340 statt zu 4500 Morden und im Fall Dr. Bunke nur zu 9200 statt zu 11 000 Mordfällen für nachgewiesen" hielten. Bei dem einen habe sich – so ebenfalls wörtlich – „die Zahl der Mordfälle um fast die Hälfte ermäßigt, beim anderen immerhin um über 16 Prozent". 28 Jahre war dieser Prozeß verschleppt worden. 25 Tage haben die Angeklagten bislang hinter Gittern verbracht. Und angesichts der Mindeststrafe dürfte „Strafaussetzung zur Bewährung" zu erwarten sein.
Richter wie Verurteilte dürften sich als Republikaner empfinden, als Bürger jener Bundesrepublik, die sich anmaßend als „Deutschland" bezeichnet. Ein anderer „Republikaner" – nicht Schickelgruber (das war der Geburtsname des unehelichen Adolf Hitler), sondern Schönhuber – bedankte sich dieser Tage öffentlich bei der Polizei Westberlins, das sich anmaßend „Berlin" nennt, weil nicht nur die vielen Anhänger der „Republikaner"-Partei Schönhubers in Westberlins Polizei, sondern viele geschlossenen Einheiten dieser Schöneberger Staatsschützer besagte „Republikaner" vor mündlichen und handfesten Protesten und Argumenten geschützt haben: brutal, prügelfreudig und mit Reizgas – gegen Antifaschisten.
Nun sitzen diese „Republikaner" im Westberliner Senat, dazu zwei im Bonner Bundestag. Bei anstehenden Wahlen in westdeutschen Ländern rechnen sie sich Chancen aus, auch dort in Parlamenten Einzug zu halten. Mandate im Europa-Parlament sind ihnen so gut wie sicher.
Natürlich haben diese selbsternannten „Republikaner" nichts mit den Republikanern der Französischen Revolution vor 200 Jahren zu tun und nichts mit den 1848er Republikanern der Frankfurter Paulskirche. Sie wollen nur einfach nicht wahrheitsgemäß Neonazis genannt werden.
In der Bonner Republik und in Schönebergs Rathaus tut man ihnen den Gefallen. Das entspricht der Praxis, den Faschismus hartnäckig „Nationalsozialismus" zu nennen – obwohl die Hitlerbande weder national war (siehe Mussolini, Franco, Quisling, Degrelle, Salazar u. ä.), noch sozialistisch: Hintermänner und Geldgeber waren die schlimmsten Arbeiterfeinde und hießen Thyssen und Krupp, Schacht und von Schröder oder Oldenburg-Januschau; Großindustrielle, Bankiers und Großgrundbesitzer. Die Nazi-Partei erhielt ihren Tarnnamen, um Deutsche irrezuführen und möglichst auch Arbeiter vor den Karren des Kapitalismus/Imperialismus/Faschismus zu spannen. Wer heute noch „Nationalsozialismus" sagt, setzt – in übler Fälschung der Geschichte – Faschismus und Sozialismus gleich. „Totalitarismus" ist dann die völlige Aufhebung unüberwindlicher Klassengegensätze, die niederträchtige Vermischung von Kapitalismus und Sozialismus.
Deswegen brauchen Neonazis auch heute andere Namen: „Nationale Sammlung", „Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei", „Deutsche Volksunion" u. ä. oder eben: „Republikaner". Ein professoraler Komplize aus Paderborn ist rasch hilfreich zur Hand: „Man würde zu kurz greifen, wollte man die Neue Rechte und ihre Anhänger in die Rubrik ‚Neonazismus' einordnen."
Und schon redet man in der Bonner und Schöneberger Öffentlichkeit außer von „Linksextremisten" von „Rechtsradikalen, die sich, wenn auch am äußersten Rand des demokratischen Spektrums, noch innerhalb der Verfassung" befänden. So ein leitender Verfassungsschützer, der statt der Neonazis Antifaschisten observiert und verfolgt, und dessen juristische Komplizen gegen Antifaschisten, Kommunisten und jeden, der die Stationierung amerikanischer Raketen bekämpft, mit Gesinnungsprozessen überzieht und mit Berufsverboten belegt.
Natürlich wird niemand von einem „neonazistischen Westberlin" sprechen oder von einer „neonazistischen BRD". Dafür gibt es in der deutschen Geschichte zu viele böse Erfahrungen, zu viel schmerzliche Erinnerungen und zu viel antifaschistischen Widerstand. Aber es gibt zu viele Symptome, Förderer und solche, die das alles auf die leichte Schulter nehmen; auch Nutznießer, die mit großer Gebärde sagen: Seht, das sind die Rechten, aber wir – von der CSU und vom rechten Flügel der CDU – wir sind „die Mitte".
So zahlt man im Jahre 1989 Neonazis „Wahlkostenerstattung" in Millionenhöhe, gewährt ihnen – pluralistisch, wie man sich gibt – Publizität, läßt sie kandidieren und wählen und betreibt die Irreführung, es handele sich um „Republikaner".
Der Neonazismus ist eher Symptom als akute Gefahr. Aber Symptome verraten ein Klima, in dem so etwas überhaupt erst gedeihen kann. Und da ist keine Verfälschung, keine Abschwächung, keine Irreführung zulässig: im 44. Jahr des Sieges über den Faschismus, im 43. Jahr des Nürnberger Gerichts der Völker, im 75. Jahr des Ausbruchs des ersten Weltkrieges, des 50. Jahrestags des Ausbruchs des zweiten – und im 40. Jahr der Entstehung zweier entgegengesetzter, wie wir einmal mehr sehen, unvereinbarer deutscher Staaten.
In seinem 28. Jahr wird der Name „Antifaschistischer Schutzwall" erneut bestätigt. „Die Mauer" hat sich seit 1961 als wirksam erwiesen. Wirkungen haben Ursachen. Das Andauern von Wirkungen wird vom Andauern der Ursachen bestimmt. Nicht umgekehrt.
Noch in einem anderen Sinn ist sie aktuell, denn vom 6. März an werden Ausländer, die mit uns den Sozialismus aufbauen, ihren ständigen oder langfristigen Wohnsitz, ein langfristiges Arbeitsverhältnis haben und mindestens 18 Jahre alt sind, wählen können und gewählt werden dürfen und dort mitplanen und mitregieren, wo sie wohnen. Das ist jenseits des Schutzwalls nicht einmal den deutschen Bürgern ernsthaft ermöglicht. Ausländer stoßen dort zunehmend auf Ablehnung und Haß – nicht nur bei den sogenannten Republikanern.

Nikaragua libre: Ein Reisetagebuch von Helmut Zemke, mit Fotos von Detlev Steinberg

Hier träumten wir ein Land...

für das wir Kämpfe kämpften, viel Kämpfe
Und wir haben, Bruder, sehr viel zu tun!
Ich sah Berge mit Pinienwäldern, erfüllt
vom Gesang der Bergtauben
und dem Gesang der Witwenvögel. Dort
in Quilali stand auf dem Dorfplatz der Propeller
eines Flugzeugs, abgeschossen von Sandino
und sie benutzten ihn als Dorfglocke…
Dort träumte Sandino von den großen Bauerngenossenschaften…

Ernesto Cardenal (Aus „Nationallied für Nikaragua")

Der Norden der Region Matagalpa

Hier träumten wir ein Land . . .

„Unser aller Traum!“ sagt sie und hebt die Hand, als müßte sie darüber abstimmen. Die Bäuerin Benigna Mendola Sequeira stammt von Indianern ab, die zu den Ärmsten der Armen gehören. Sie hat heute Sitz und Stimme im Parlament von Nikaragua. Wir gehen beide durch das Hohe Haus, und sie nimmt Platz neben den Ministern und Commandantes der Regierung. Nein, sie hätte nie daran gedacht, an eine solche Wendung ihres Lebens, damals, als sie anfingen in ihrem Dorf Kilile in der Region Matagalpa eine Genossenschaft aufzubauen. Das war noch zu Somozas Zeiten, zwei aus ihrer Familie starben durch die Nationalgarde, neun schicken die Contras in den Tod. „Was muß ein Mensch nicht alles erdulden, um zu Verstand zu kommen“, sagt sie mit lächelnden Augen. Wie kam es, daß sie jetzt hier sitzt? „Sie haben mich gewählt“, erwidert sie ohne Spur von Eitelkeit, „die Bauern unserer Gegend waren der Meinung, daß ich das kann, daß ich ihre Interessen hier in Managua ebenso vertrete wie daheim.“ Und? Hatte sie keine Hemmungen? Die, meint sie, hätten ihr die Contras ausgetrieben. Sie hätte schnell begriffen, wohinaus diese Leute wollen. Die Zeit zurückdrehen, das wollen sie, die Herren. Sie wollen ihre Hunderttausende Manzanas Boden wiederhaben, und die Macht im Staate. Doch der Compañero Presidente habe erklärt: Demokratie ja, aber keine, in der die Herren unter sich ausmachen, wer dem Tiger das Fell abzieht. Tiger, sage ich, wo der noch brüllt, im Osten des Landes, da sind die alten Herren immer noch ganz aktiv. Wie sie denn die Lage ihrer Brüder und Schwestern in der Atlantikregion beurteile. Das, sagt sie, ist ein ganz besonders schwieriges Problem.

1. Costa Atlantica

El Costeño, das ist der von der Küste. Und damit sind in Nikaragua nicht etwa Küstenbewohner schlechthin gemeint. Niemand kommt auf die Idee, die in der nur 50 Kilometer breiten westlichen Pazifikregion lebenden Bewohner so zu nennen. Aber alles, was östlich des Gebirgszuges der Cordilleren lebt, in der dem Atlantischen Ozean zugekehrten Hälfte des Landes, trägt diese Bezeichnung. Jedoch sind nur zehn Prozent der Bevölkerung Nikaraguas Costeños.

Der größte Teil dieses Landes ist mit tropischem Regenwald, mit unzähligen kleinen und größeren Flüssen und mit schwer zugänglichen Sümpfen bedeckt. Die Natur dieser Region bildete bei ihren Bewohnern bestimmte Charakterzüge aus. Wäre El Costeño eine konkrete Person, so müßte er wenigstens drei Väter benennen – einen indianischen, einen afrikanischen, einen kreolischen. Wollte er über seine ethnische Herkunft sprechen, so würde er uns eine abenteuerliche, höchst widerspruchsvolle Geschichte zu erzählen haben. Viele schwer lösbare Probleme der Atlantikküste reichen weit in die Vergangenheit zurück.

Etwa in der Mitte des wald- und gewässerreichen Territoriums bildet der Große Fluß, der Rio Grande, die natürliche Grenze zwischen dem nördlichen und dem südlichen atlantischen Landesteil. Während der Indianerstamm der Ramas und andere Restgruppen hauptsächlich im Zentrum und im Süden siedeln, bewohnen das Indianervolk der Miskitos und die Sumus den Norden, erstere besonders die Landstriche am Grenzfluß zu Honduras, dem Rio Coco. Nicht von ungefähr bezeichnen die Indianer gerade diesen Wasserlauf als Schicksalsfluß, hat er doch ihre Geschichte und ihre Lebensweise mitgeprägt. Wenn man der Legende glauben darf, so wurden die Miskito-Indianer in alter Zeit aus ihren Siedlungen am Pazifischen Ozean von anderen, aus dem Norden kommenden Völkern verdrängt, wahrscheinlich von den Chorotegen, dem alten Kulturvolk Nikaraguas, das die spanischen Eroberer im 16. und 17. Jahrhundert ausgerottet haben. Unter ihrem sagenhaften Häuptling, dem Kaziken Miskut, setzten sich die Miskitos größtenteils zu beiden Ufern des Rio Coco fest und leben hier in kleinen Gemeindeverbänden bis heute auf gemeinsam bewirtschaftetem Grund und Boden.

2. Das Königreich der Miskitos

Der schmale Küstenstreifen am Pazifik erschien den landnehmenden Spaniern geradezu als ein Eldorado. Das trockene Klima und die fruchtbaren vulkanischen Böden, vor allem aber die Aussicht, von hier aus ohne Schwierigkeiten zu den Märchenschätzen des südlichen Amerika vorzustoßen, bewegte sie dazu, sich häuslich einzurichten. Sie

Parlamentsabgeordnete Benigna Mendola Sequeira, die indianische Bäuerin aus Kilíle in der Region Matagalpa. Zwei aus ihrer Familie starben durch die Nationalgarde, neun durch die Hände der Contras.

gründeten die Städte Granada und León und legten ertragreiche Plantagen an. Im großen Wald jenseits der Gebirge, so schien es ihnen, war indes für sie nichts zu holen als das Fieber und der Tod. Aber zu Beginn des 17. Jahrhunderts versuchen die Engländer genau dort Fuß zu fassen. Sie verbünden sich mit den Indianern gegen die Spanier, proklamieren ein „Königreich der Miskitos“ und legen den Hafen Bluefields an, wo sich entflohene afrikanische Plantagensklaven – von den großen Antilleninseln Kuba, Haïti und Jamaika – Mestizen, Asiaten und Europäer niederlassen und sich auch mit den Indianern vermischen.

Schon bald melden die Vereinigten Staaten ihre Besitzansprüche an. Ohne davon Notiz zu nehmen, daß nach dem Unabhängigkeitskrieg der lateinamerikanischen Völker gegen das spanische Kolonialjoch Nikaragua 1821 ein souveräner Staat geworden ist, streiten sich Engländer und Nordamerikaner um den Besitz der nikaraguanischen Atlantikküste. US-Präsident Filmore entsendet 1850, unter dem Vorwand, die nationalen Interessen des mittelamerikanischen Landes zu verteidigen, ein Interventionskorps an die Atlantikküste. Amerikanische Kriegsschiffe beschießen den einzigen, von den Spaniern am Atlantik gegründeten und jetzt unter der Hoheit Nikaraguas stehenden Hafen San Juan del Norte. Die abgefeuerten Salven auf diese Stadt sind das Signal für den Beginn einer inzwischen schon fast hundertfünfzigjährigen US-Interventions- und Ausplünderungspolitik in Mittelamerika. Allmählich zieht sich der britische Löwe zurück, zu fern ist das Mutterland, zu nah der mächtige Konkurrent. Den britischen Okkupanten und Plünderern folgen Stück für Stück Annexionisten und Räuber aus den Vereinigten Staaten in Gestalt großer Kapitalgesellschaften. Das Gold von Siuna und Bonanza, das Silber und Erz von La Rosita locken. Mehrere Ernten im Jahr verspricht dieses Land. San Juan del Norte und Bluefields benutzen amerikanische Marineinfanteristen zunehmend als Brückenkopf. Die offene Atlantikküste ist eine für den mächtigen Nachbarn ideale Operationsbasis.

3. Die Provinz Zelaya

Um die Wende zum 20. Jahrhundert beschließt die bürgerlich-liberale Regie-

Hier träumten wir ein Land . . .

Hier ist der Platz von Benigna Mendola zwischen den Ministern und Commandantes der FSLN-Fraktion im Hohen Haus.

rung in Managua unter dem Präsidenten José Santos Zelaya die militärische Besetzung der Atlantikregion und ihre feste administrative Eingliederung in das Nationalterritorium von Nikaragua. Die Costa Atlantica erhält den Rang einer Provinz (Departement) und den Namen Zelaya. Das „Königreich der Miskitos" wird aufgelöst, die „königliche Regierung" in die Verbannung geschickt, im englischsprachigen Bluefields das Englische als Amtssprache verboten. Der Historiker Hugo Sujo Wilson, ein Costeño, sieht das so: „Der damalige nikaraguanische Präsident Zelaya schenkte den Amerikanern weite Teile des Landes. Er bemühte sich um ein Verbot, die englische Sprache zu lehren und ließ viele Schulen schließen. Die Beamten aus Managua gingen mit den hiesigen Einwohnern wie mit Sklaven um, was natürlich ein wachsendes Mißtrauen der Bevölkerung der Atlantikküste gegenüber der der Pazifikküste hervorrufen mußte. Dadurch erklärt sich auch, warum wir vom Kampf gegen Somoza eigentlich nicht berührt wurden. Es war eher so, daß die Ortsansässigen den Sieg der Sandinistischen Revolution als den Austausch einer ‚spanischen' Regierung gegen eine andere deuteten und mit wenigen Ausnahmen nicht an der nationalen Befreiungsbewegung teilnahmen."

Andererseits war die Unterdrückung aller nicht spanisch sprechenden Völker und ethnischen Gruppen nie größer als zur Zeit der Somozadiktatur. Zwar gründeten die Indianer 1973 einen Schutzbund, den sie „Allianz für den Fortschritt der Miskitos und Sumus" nannten, doch schloß sich dieser nicht der Befreiungsbewegung gegen Somoza an. Nach dem 19. Juli '79 begannen die Costeños jedoch, trotz ihres angestammten Mißtrauens gegenüber allem, was aus Managua kam, allmählich das Erneuerungsprogramm der neuen Regierung zu unterstützen. Aber die Sandinisten übersehen in ihrem Eifer, die Lebensverhältnisse in der „Entwicklungsprovinz" Zelaya schnell und grundlegend zu verändern, manche Besonderheit der Region. So erklären sie beispielsweise im Zuge der Agrarreform alles „herrenlose" Land zu Staatsbesitz, wobei sie nicht beachten, daß die Indianer ihren Boden gemeinschaftlich bewirtschaften und zumeist über keine persönlichen Besitztitel verfügen. Bei der Alphabetisierung orientiert man sich nicht auf die Indianersprachen. Berücksichtigt wird auch nicht die unterschiedliche Lebensweise auf Grund andersartiger Glaubensvorstellungen. Bereits seit 1848 hängen die Miskitos zu einem großen Teil dem Bekenntnis der Mährischen Brüder, auch Herrnhuter genannt, an. Diese Glaubensgemeinschaft war in ihrer Missionstätigkeit gerade unter den Miskitoindianern besonders erfolgreich. Vorstellungen und Lehren der Herrnhuter nahmen tiefen Einfluß auf die Lebensweise und das Brauchtum der indianischen Bevölkerung. So geraten ihre Auffassungen und Traditionen in Widerspruch zu Forderungen aus Managua. Dieses mangelnde Verständnis für die besondere Lebensweise und Lebensauffassung der hier lebenden Indianer weckt das alte Mißtrauen, ruft Unbehagen und Widerstand hervor. Die konservativen, um ihren persönlichen Einfluß fürchtenden Indianerführer nutzen natürlich die Mißstimmung und schüren sie.

4. Mord in Prinzapolca

Schon gleich nach der Befreiung des Landes schlossen sich die Miskitos und Sumus auf Anregung Daniel Ortegas in einer umfassenderen Organisation zusammen, in der „Vereinigung der Miskitos, Sumus, Ramas und Sandinistas", kurz MISURASATA genannt. Ein Herrnhuter Bruder und Student namens Steadman Fagoth Müller, schottisch-deutscher Abstammung, wurde von den Indianern zum Führer der Organisation gewählt. Er ist der Mann ihres unbedingten Vertrauens, obwohl er sofort die separatistische Lostrennung von der Republik Nikaragua ansteuert. Dabei beruft er sich auf die eigenständige Geschichte der Mosquitoküste. Die Unterwerfungs- und Ausbeutungspraktiken der bisherigen Regierungen in Managua und ihrer US-amerikanischen grauen Eminenzen werden jetzt den Sandinisten unterstellt. Nicht lange nach Gründung der Organisation erklärt denn auch Fagoth Müller den Sandinisten den offenen politischen Kampf. In vielen Orten der Atlantikregion kommt es zu antisandinistischen Ausschreitungen. Höhepunkt ist die Ermordung von neun Sandinisten in Prinzapolca an der Küste. Fagoth und weitere Führer der Organisation werden verhaftet. Die Indianer, die die eigentlichen Absichten Fagoth Müllers und seiner Leute nicht durchschauen, demonstrieren für deren Freilassung. Als die Regierung dieser Forderung entspricht und Fagoth auf freien Fuß setzt, flüchtet dieser nach Honduras, gründet dort eine neue Organisation, die MISURA, und entwirft, mit dem CIA im Bunde, den Operationsplan „Rote Weihnachten". Dieser sieht vor, eine bewaffnete Erhebung der Miskitos auszulösen, den nordöstlichen Teil der Region militärisch zu okkupieren, eine provisorische Regierung in Puerto Cabezas einzusetzen und einen Separatstaat zu errichten – ein „Königreich der Miskitos" von USA-Gnaden, eine Operationsbasis der Vereinigten Staaten gegen das befreite Nikaragua.

5. Zwischenfall am Rio Coco

Rechtzeitig durchkreuzen die Sandinisten diesen Plan. Aber sie können nicht die Flucht von 3000 jungen Miskitos nach Honduras verhindern, die dem Lockruf ihres Ver-Führers Fagoth folgen. Jenseits ihres Schicksalsflusses sammeln sie sich unter den Fahnen der Konterrevolution. Enttäuschte Gutsbesitzer und Kleinbürger, ehemalige Nationalgardisten, Söldner mit Vietnam-Erfahrung sind nun ihre Kriegskumpane. Den ersten Kriegszug gegen ihre Heimat unternehmen sie schon drei Tage vor Heiligabend 1981. Gemeinsam mit Somozaleuten und anderen Contras überfallen die irregeleiteten Miskitos ein Dorf im Grenzgebiet und metzeln ihre eigenen Brüder und Schwestern nieder. Das ist der Auftakt größerer militärischer Contraaktionen mit dem makabren Code „Rote Weihnachten".

Um die Bewohner der Dörfer entlang des Rio Coco künftig zu schützen, beginnen die Sandinisten die Indianer in Gebiete des Landesinneren umzusiedeln. In Tasba Pri, einer Landschaft nahe der Silber- und Erzminen von La Rosita, errichtet man für sie neue Siedlungen mit Schulen, Geschäften und medizinischen Stützpunkten. Sie erhalten Grund und Boden und jede erdenkliche Starthilfe. Dennoch sind sie unzufrieden, fehlt ihnen doch das Wichtigste – der Fluß, der Fisch, der Wald, „die Pfahlbauten der Miskitos, wie Vogelnester..." so beschreibt Ernesto Cardenal das gewohnte Leben der Indianer. Die Sandinisten begreifen, daß sie Fehler gemacht haben. Sie wollen und werden diesen und so manchen anderen Fehler in ihrer Nationalitätenpolitik wieder in Ordnung bringen. Fagoth Müller indes erklärt unentwegt: „Die Sandinisten

sind eure Feinde, sie wollen den Kommunismus, und der ist schlecht!“ Fragte ein alter Indianer: „Schlecht? Für wen?“

6. Wir sind keine Fische...

Benigna Mendola erzählt von ihrem Mann, dem Bernhardino Diaz Ochra: „Er hat die Genossenschaft in Kilile mitbegründet. Er sagte: Wir sind keine Fische, die vom Wasser, keine Vögel, die in der Luft leben, wir sind Menschen und leben auf dieser Erde, die uns gehört, weil wir sie bebauen und erhalten. Das hat auch der kleine General des Volkes Sandino erklärt, und dafür ist er mit seinen Gefährten in die Berge gegangen. Sehen Sie sich heute um, überall begegnen wir ihm auf Plakaten, an den Mauern der Häuser, im täglichen Leben, in den Städten und auf den Dörfern. Bernhardino war wie wir ein Erbe Sandinos. Dafür ist er auch gestorben. Er hat für die FSLN gearbeitet oben im Norden. Da haben sie ihn 1971 getötet. Jedes Jahr am 2. September feiern wir alle seinen Todestag.“

Benigna Mendola, die Bäuerin, ist nun schon 5 Jahre Mitglied der FSLN-Fraktion, der stärksten im Parlament. „Da drüben sitzen die anderen“, sagt sie sehr sachlich. Die anderen, das sind die Linksmarxisten und Sozialisten, die Konservativen, Liberalen und Christsozialen. „Aber sie haben allesamt kein Programm, sind untereinander zerstritten und nur in einem Punkte einig – die Regierung zu kritisieren.“

Kritik, wende ich ein, gehört sie schließlich nicht zur Demokratie? Kritik ist notwendig, ja, aber müsse konstruktiv sein, man müsse in ihr die Sorge und die Verantwortung für das Ganze, das Gemeinsame der nationalen Befreiungsrevolution spüren. Sinnvoll sei die Arbeit im Parlament nur, wenn man nach der Auseinandersetzung zu gemeinsamen Lösungen käme. In den Kommissionen der Nationalversammlung arbeite man im Prinzip in diesem Geist. Sie selbst sei Mitglied der Kommission für Frauenfragen, und sie sei stolz, daß sie in dieser Problematik schon einiges erreicht hätten.

7. Ein neuer Anfang

Die Miskitos vom Rio Coco kehren zurück. Es ist inzwischen Juni 1985, und obwohl der Marsch durch den Regenwald beschwerlich ist wegen der von den Contras verminten Wege, wegen der vielen Hinterhalte, fühlen sie sich wie Leute, die wieder Hoffnung haben. Ohne Bedauern haben sie ihre guteingerichteten Häuser in Tasba Pri verlassen. Und so, unter den Dächern ihrer alten Palmblatthütten, den Pfahlbauten am Ufer des Flusses, empfangen sie den Mann, der einst, vor 25 Jahren, in Matagalpa die erste sandinistische Widerstandsgruppe mitbegründet hatte – Tomás Borge, den Innenminister der Republik. Er hat Mut, sagen sie, daß er die Fehler eingesteht, wir haben auch Fehler gemacht. Sie können ihm ihren Respekt nicht versagen, als er bekennt, „daß wir das Volk der Miskitos beinahe für die Revolution verloren hätten. Trotzdem“, sagt er, „gab es mehr Gemeinsames als Trennendes. Denn die Fehler entstanden aus gegenseitiger Unkenntnis und nicht aus einem antagonistischen Gegensatz.“

Tomás Borge ist nicht mit leeren Händen gekommen. Der Entwurf eines Autonomiegesetzes für die Atlantikregion liegt auf dem Tisch. Überall im Wald, in den Flußsiedlungen, den Stützpunkten und Städten an der Küste redet man sich darüber die Köpfe heiß.

Die Diskussion um die Autonomie der Atlantikküste führte zum Erfolg. Im April 1987 kamen 210 Delegierte von Gemeindeverbänden der ganzen Region zur Gesamtethnischen Versammlung nach Puerto Cabezas. Sie stimmten dem von einer Regierungskommission unter Leitung von Tomás Borge erarbeiteten Gesetzesentwurf zu, der dann im September durch die Nikaraguanische Nationalversammlung bestätigt wurde. Danach ist die Autonome Region Zelaya in einen nördlichen und einen südlichen Bezirk geteilt, denen als Hauptstädte Puerto Cabezas und Bluefields vorstehen. Im Norden lebt eine überwiegend indiosprachige indianisch-afrikanische Bevölkerung, im Süden dagegen Menschen afro-asiatisch-mestizischer Herkunft, deren Sprache das Englische ist. Beide Bezirke, nunmehr Atlantico norte und Atlantico sur genannt, haben ihre eigenen Parlamente und Regierungen, in deren Kompetenz Fragen der Verwaltung, des Gesundheitsschutzes, der Bildung, der kulturellen Entwicklung und der Rechtspflege liegen. Sie besitzen das Nutzungsrecht über ihre Naturressourcen. Über das Gemeindeeigentum an Grund und Boden verfügen die jeweiligen ethnischen Gruppen selber.

Tomás Borge, der Innenminister, bei einer der Versammlungen an der Atlantikküste, auf der das Autonomie-Gesetz für die Region diskutiert wurde, das die Nationalversammlung dann 1987 annimmt.

8. Niquinohomo

In Niquinohomo haben wir Aufenthalt. Benigna Mendola, die Bäuerin aus Kilile, die Indiofrau im Parlament, sie hat uns neugierig gemacht auf Sandino. Hier ist er geboren, in dem berühmten Haus, nicht weit von dem Hallenschiff der Kirche, in der Señora Margarita Cálderon, seine Mutter, ihn im Mai 1895 über das Taufbecken hielt. Sie war Hausmädchen in der Casa Sandino, im Hause des Vaters Gregorio, der ein indianischer Bauer war. Etwa ein Nachfahre der Nicaraos, die den spanischen Eroberern widerstanden hatten und dem Lande den Namen gaben?

Das Leben in diesem kleinen Städtchen bei Masaya fließt ruhig dahin. Die alten Leute sitzen bei offenen Türen in ihren Schaukelstühlen in dunklen Räumen, wo noch keine Hitze nistet, und schwatzen miteinander, ein paar halbnackte Kinder tollen mit einem gelbweißen, spitzschnauzigen Hund auf dem verbrannten Rasen des Kirchplatzes umher, ein Ochsenkarren rollt träge durch die stille Straße mit dem löchrigen Pflaster. Im Vorraum der Casa Sandino ist es kühl, nur allmählich gibt das Dämmerlicht, das durch die Jalousien rieselt, die Vitrinen mit den alten Fotos und Dokumenten preis. Ein Foto fasziniert mich besonders: da steht der kleine große Mann mit dem indianischen Gesicht, dem breitkrempigen Hut, den Gamaschenschnürstiefeln neben einem freundlich grinsenden korpulenten Haziendero, und es scheint mir, als wüßte Sandino bereits – der neben mir ist mein Mörder! Das ist Anastasio Somoza García, Vater des letzten Diktators dieser Dynastie, der als Chef der Nationalgarde den Befehl gab, Augusto César Sandino umzubringen.

Der Fluß, der Fisch, der Wald, „die Pfahlbauten der Miskitos, wie Vogelnester...“, beschreibt Ernesto Cardenal die Lebensweise der hier wohnenden Indianer.

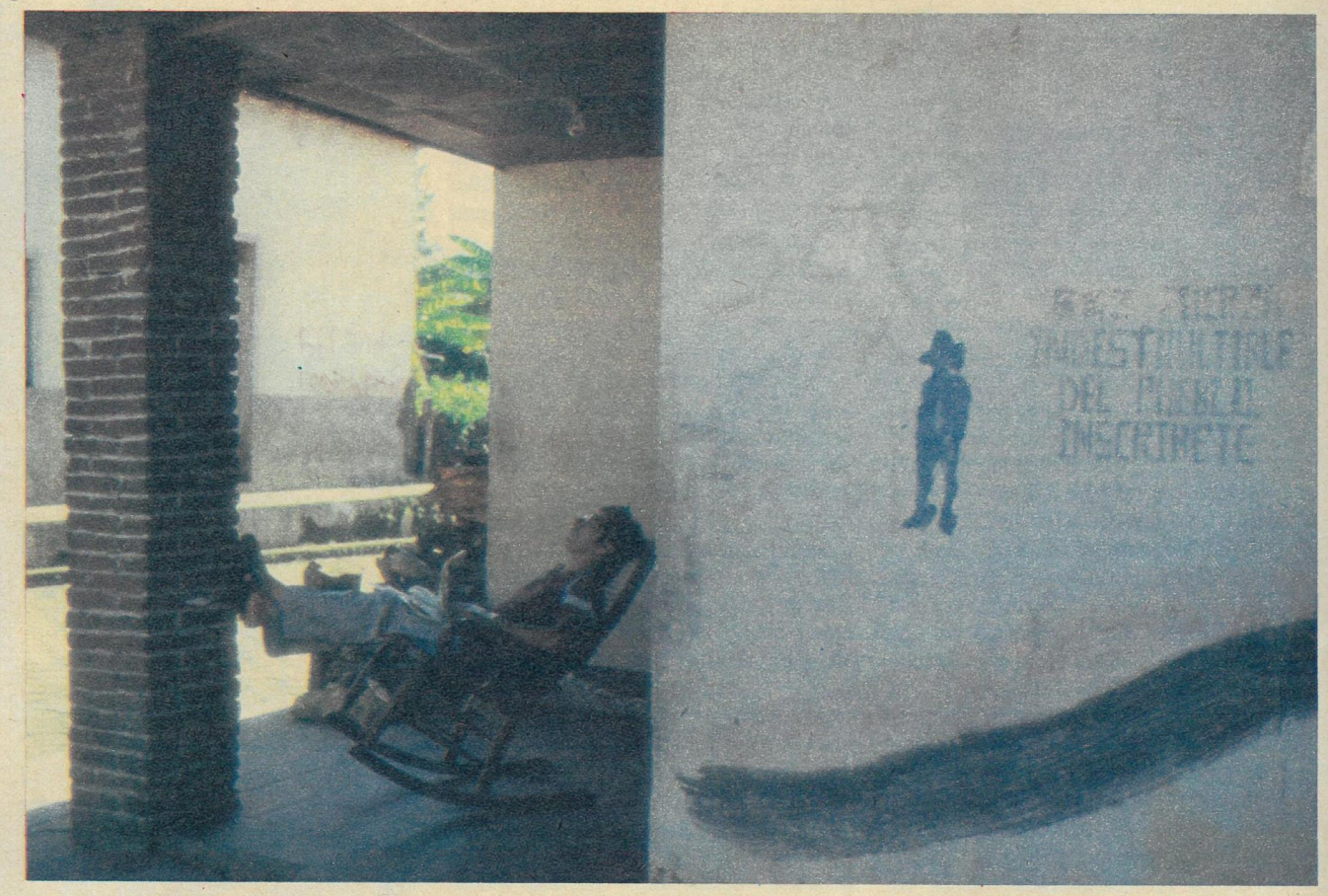
Auf dem Hof, einer grünen Wildnis en miniature, leuchtet das makellose Weiß einer Statue von Sandino. In der gleichen Bekleidung sehen wir ihn auf Fotos, Gemälden, grafischen Umrissen, ihn, der ein Land träumte, in dem es sich leben ließe – die wiederkehrende Erinnerung an eine Revolution, die ihre Fortsetzung in diesem Lande fand und mehr ist als die Erhebung eines kleinen Volkes. Sandino sagte einmal zu den Bauern: „Eines Tages werden wir siegen. Und wenn ich das nicht mehr erlebe, so werden die Ameisen zu mir kommen und es mir erzählen!“

Hier träumten wir ein Land . . .

Aus der Pazifikregion, nahe Masaya, kam Augusto César Sandino. Der kleine General des Volkes wurde hier in Niquinohomo geboren. Seine Mutter war Hausmädchen bei seinem Vater, dem indianischen Bauern Georgio Sandino.

Indios von der Westküste, in der Pazifikregion, am Rio Masachapa (rechts)

Zusatzfotos: Bahrmann; Karte: Wegener
FW-Repro: Archiv



Bluefields 1987. Noch hatte der Wirbelsturm die Atlantikküste nicht heimgesucht (unten)

● Zitiert

Mehr als 100 000 Menschen in der Bundesrepublik haben keine Wohnung, eine Million müssen unter unzumutbaren Bedingungen in feuchten Löchern hausen, in abgeteilten Spanplatten-Verschlägen, in Containern oder miesen Absteigen. Familien mit geringem Einkommen, Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger, aber auch immer mehr Normalverdiener finden – ob Bundesbürger, Ausländer oder Aussiedler – keine menschenwürdige Behausung, die sie bezahlen können. Tiere dürften so nicht leben.

„Stern", BRD

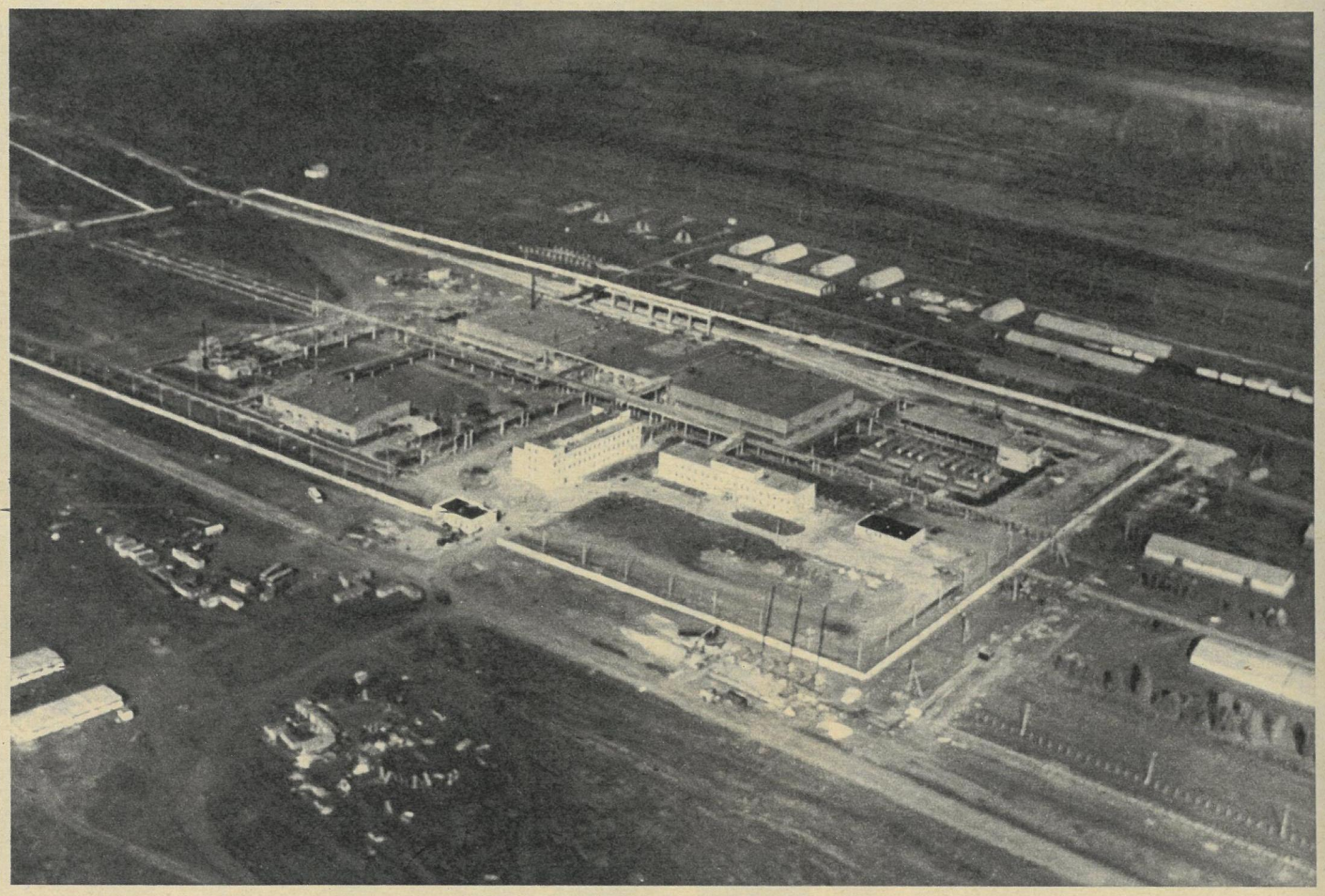
● Kurz berichtet

Studenten mit Rentnerpaß: Die erste Universität Chinas für Hörer im vorgerückten Alter – in der Volksrepublik liegt das Rentenalter für Männer bei 60 Jahren und für Frauen bei 55 Jahren – wurde 1983 in der Provinz Shantung eröffnet. Heute gibt es im ganzen Land bereits 200 solcher Lehreinrichtungen. Studiert werden können dort Fremdsprachen, Geschichte, Malerei, Kalligraphie, kulinarische Kunst und Gartenbau. Ein Studium dauert zwei bis drei Jahre.

Wörter auf Karten: In Schränken, die bis zur Decke reichen, findet man in der Leningrader Zweigstelle des Instituts für Sprachwissenschaften der AdW der UdSSR alle Wörter der russischen Sprache – exakt auf Karteikarten notiert und wohlgeordnet. Mit Informationen zu mehr als 500 000 Wörtern ist es die größte nationale Wortkartothek der Welt. Auf ihrer Grundlage entstand das 17bändige „Wörterbuch der russischen Sprache", dessen zweite Ausgabe vorbereitet wird.

Pumpen für Pesos: Pumpstationen für die Erdölförderung stellt Kuba jetzt in eigener Produktion her. Im Jahr 1989 sollen 40 Anlagen „made in Cuba" übergeben werden. Mit der Importablösung können fast drei Millionen Dollar eingespart werden.

Fernsehen per Kabel: Über eine sieben Kilometer lange Leitung sind in Sofia die ersten 450 Familien direkt mit dem alten Fernsehturm verbunden worden. Dieses System wurde von einem bulgarisch-sowjetischen Kollektiv entwickelt. Zum Einsatz kamen nur elektronische Elemente aus der Eigenproduktion beider Länder. Einer der Vorteile des neuen TV-Kabel-Systems besteht darin, daß sich im Netz Zwischenverstärker erübrigen.



Erste Fabrik der Welt

Wider die Chemie des Todes

Wo sich ihre Waffenarsenale der „Chemie des Todes" befinden, gehört noch immer zu den bestgehüteten Geheimnissen der US-Regierung. Doch die vermutete und mit großer Wahrscheinlichkeit der Realität entsprechende Verteilung des land- und seegestützten USA-Kampfstoffpotentials in der Welt (dunkle Quadrate auf der Karte rechts) bedarf keines weiteren Kommentars. Inmitten der von den „lautlosen Killerwaffen" eingekreisten UdSSR errichteten die chemischen Truppen der Sowjetarmee jetzt ein – wie es in der militärischen Sprache heißt – „Objekt" (mit dem hellen Kreis markiert), über das die sowjetische Führung allerdings keinen Schleier des Schweigens legt. Vielmehr veröffentlichte unlängst die „Prawda" eine Luftaufnahme davon (Foto oben) und berichtete in einer ausführlichen Reportage über den Stand der Bauarbeiten an dieser weltersten Fabrik zur Vernichtung chemischer Waffen. „Die wichtigsten technischen Ausrüstungen sind betriebsbereit, die Einzeltests abgeschlossen, so daß demnächst die komplexe Erprobung der Anlagen und Technologien beginnen kann", sagte den Journalisten Oberst Wjatscheslaw Solowjow, der Leiter des Objekts. Im Gegensatz zu den USA, England und der BRD, wo Wissenschaftler ein Einstufenverfahren vorbereiten (wobei mit einer industriell organisierten Liquidierung kaum vor 1993 zu rechnen sei), haben die sowjetischen Wissenschaftler diesen Prozeß in zwei Etappen zerlegt: Zunächst werden die hochgiftigen Stoffe aus den Sprengkörpern entfernt und neutralisiert, wird die Munition also gewissermaßen entschärft, und dann erst erfolgt die Vernichtung der Reaktionsprodukte. „Natürlich ist ein solches Vorgehen sowohl komplizierter als auch teurer", sagt Oberst Solowjow. „Doch dafür garantiert es die Lösung der ökologischen Probleme." Diese Zweistufen-Technologie hatte die sowjetische Armee schon im Oktober 1987 Vertretern aus 45 Ländern an einer mobilen Anlage in Schichany demonstriert (siehe FW 22/87). „Die westlichen Fachleute schätzten jene Vorführung noch unter Feldbedingungen als ökologisch unbedenklich ein", betont Oberst Solowjow. „Um wieviel sicherer muß dann erst die stationäre Variante in einer richtigen Fabrik sein!" Das Kernstück des Werkes bei Tschapajewsk im Kuibyschewer Gebiet ist das sogenannte „technologische Hauptgebäude". In der Vorbereitungsabteilung wird die Munition von ihrer Werksverpackung, in der sie angeliefert wird, befreit und gelangt dann auf automatische Taktstraßen. In Abhängigkeit von ihren Ausmaßen kommen die Bomben und Geschosse auf verschiedene Förderbänder. Die enden an einer Schleuse, hinter der sich eine große Halle mit hermetischen Kammern befindet. Darin werden die Sprengsätze automatisch geöffnet und das Gift unter Vakuum abgesaugt. Die Toxine gelangen über Rohre in die Reaktoren, wo sie mit den Neutralisatoren vermischt werden. Nach den in Tschapajewsk gesammelten Erfahrungen sollen weitere Einrichtungen geschaffen werden, mit denen alle Vorräte an chemischen Kampfstoffen in den Fristen vernichtet werden können, die durch eine internationale Konvention zu setzen wären.

Dietrich Pätzold

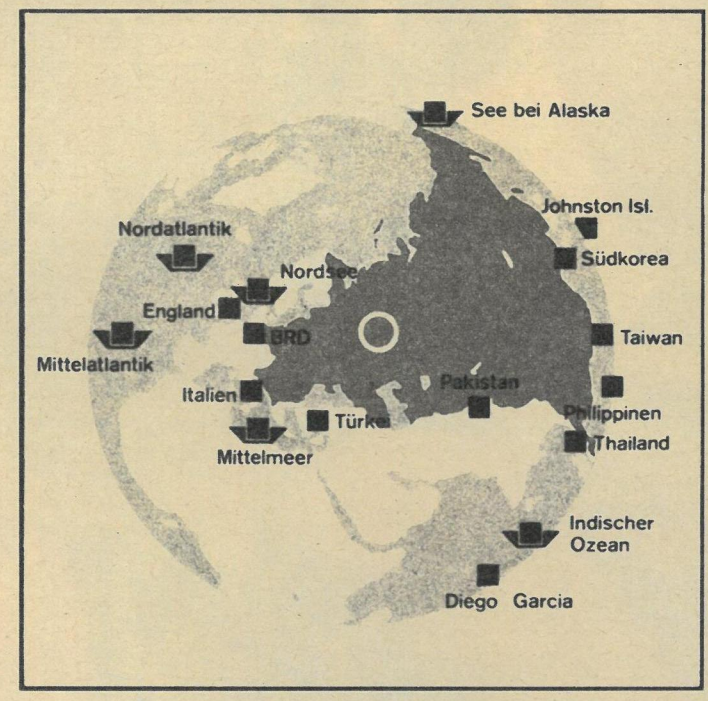


Foto: TASS; Karte: Militärdienst

Oba macht alles allein

Auskünfte für FREIE WELT gab der Japaner Mitsuo Oba, der nach mehreren Expeditionen in den letzten Jahren kürzlich ohne Begleitung 500 Kilometer durch den sibirischen Altai zog.

Was hat Sie an Sibirien so interessiert?

Vor etwa zehn Jahren sah ich den Film „Dersu Usala", eine sowjetisch-japanische Koproduktion meines Landsmannes Akira Kurosawa. Dieses Kunstwerk hat mich enorm beeindruckt, sowohl was die Schönheit der sibirischen Landschaft wie auch die Gestalt des Dersu betrifft. Daraufhin schwor ich mir, unbedingt einmal Sibirien selbst zu erleben. Außerdem bin ich so sehr dafür, daß sich die Menschen der Sowjetunion und Japans noch mehr kennenlernen. Wir sind doch Nachbarn!

Warum hat Sie auf dieser Reise niemand begleitet?

Alle meine Reisen unternehme ich allein. Mir gefällt es, alle Entscheidungen und die Folgen daraus nur vor mir selbst zu verantworten, Gefahren eingeschlossen. Nach meiner nun endgültig ins Auge gefaßten Hochzeit – ich bin ja schon sechsunddreißig – werde ich mich mit dem Plan befassen, beide Pole zu erreichen. Dabei wird der Südpol im Alleingang allerdings nicht zu bezwingen sein. Zum ersten Mal werde ich mir jemanden suchen müssen, der mit mir geht. Dabei schwebt mir vor, mich einmal an den weltberühmten sowjetischen Arktis-Experten Dmitri Schparo zu wenden, dem ich große Verehrung entgegenbringe. Ich hoffe sehr, daß er ein Ohr für mich hat und mir Ratschläge gibt, denn er ist in meinen Augen d e r Mann.

Wann war Ihre erste „wirkliche" Reise?

1983 kämpfte ich mich zwei Monate lang durch das Amazonas-Gebiet. Es war nicht nur mein erstes, sondern sicherlich auch eines meiner gefährlichsten Abenteuer. Die Schwierigkeit war, daß gerade die große Regenzeit herrschte. Ich mußte vor allem physisch das Letzte aus mir herausholen.

War der Regen die einzige Gefahr?

I wo. Nachts leuchteten ringsum wie Blinklichter die Augen der Krokodile, tagsüber lauerten unterm Kiel die Piranha-Schwärme, die einen binnen weniger Sekunden auffressen. Auch begegnete ich mitten im Dschungel irgendwelchen Leuten, die, kaum daß sie mich sahen, das Feuer auf mich eröffneten. Wie mir später bewußt wurde, hatte ich Rauschgifthändler aufgeschreckt.

Warum sind Sie später ein „Gebirgsabenteurer" geworden?

Ich hatte die feuchte Hitze am Amazonas restlos satt. So stieg ich auf Wintermärsche um. 1985 durchquerte ich Grönland in reichlich zwei Monaten und über 1500 Kilometer. Ein Jahr später legte ich innerhalb eines Monats 900 Kilometer zur kanadischen Arktisstation am magnetischen Nordpol zurück. 1987 überquerte ich die Smith-Straße von Kanada aus nach Grönland. Während des zweimonatigen 1700-km-Marsches mußte ich zweimal Flugzeuge zu Hilfe rufen, da mich das tauende Eis nicht mehr trug.

Und woher nehmen Sie für dies alles das Geld?

Von Haus aus habe ich keins. Mit der kleinen Landwirtschaft meiner Eltern kann ich das nicht bezahlen. Also ein Beispiel der letzten Finanzierung: Eine Tokioter TV-Gesellschaft vereinbarte mit mir einen Film über meinen Altai-Marsch. Überdies wurde in meiner Heimatpräfektur für meinen Sibirien-Trip eine Geldsammlung veranstaltet, und die Fluggesellschaft „Japan Airlines" beförderte mich und mein Gepäck kostenlos von Tokio nach Moskau.

Haben Sie Glück gehabt auf Ihrer Altai-Tour?

Ich muß alles in meinem Kopf erst noch ordnen. Aber dies zuerst: Ich hatte vor und nach der Tour Begegnungen mit Menschen, denen ich für ihre Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft meine allergrößte Sympathie bezeugen möchte. Es war wunderbar.

Interview: Boris Kossakow

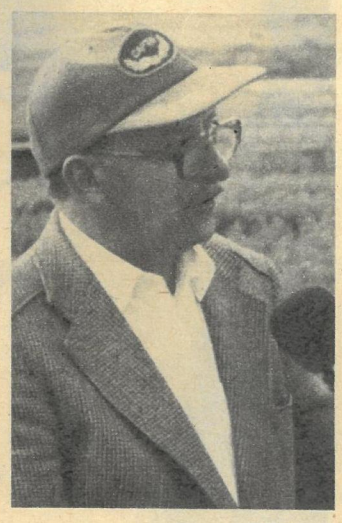
Saurier in der Wüste?

Eine ganze Ansammlung junger Dinosaurier wurde im chinesischen Nei Mongol (Innere Mongolei) entdeckt – in versteinerter Form. Es ist die wichtigste Entdekkung einer chinesisch-kanadischen Forschergruppe (Foto ganz unten), die dort noch fünfzig weitere Funde von versteinerten Dinosauriern, Nestern und Eiern machte. Die jungen Dinosaurier lagen unter einer alten Sanddüne. Die Reptilienbabys (Foto unten) sind etwa so groß wie Schafe und wurden als „pinacosaurus" identifiziert – eine Ankylosaurus- oder Panzersaurusart. Die Tiere sind wahrscheinlich von einem Sandsturm überrascht worden, doch es ist nicht mehr feststellbar, ob sie durch den Sand umkamen oder schon vorher tot waren. Der Fund beweist nun allerdings erstmals, daß der Ankylosaurus entgegen der früheren Annahme, er sei Einzelgänger, in Wirklichkeit gesellig lebte. Die Jungen haben keinen Knochenpanzer und keinen Schwanzknoten, wie sie für ausgewachsene Tiere kennzeichnend sind. „Die Schädel frappieren geradezu", sagte der kanadische Wissenchaftler Philip Currie, „weil sie noch die feinen Nähte und Strukturen zeigen, die bei älteren Tieren nicht mehr sichtbar sind." Die Forscher haben vor, die früheren Lebensräume der Dinosaurier in China und in Kanada miteinander zu vergleichen. Weil die Ausgrabungen sehr weitläufig sind, werden sie nicht vor Ende 1989 abgeschlossen sein; mehrere Halswirbel und den Schädel wird man sieben Meter tief im Felsen vergraben lassen müssen. Die Funde bestätigen erneut, daß der Sauropode einer der größten Dinosaurier Asiens und vielleicht sogar der ganzen Welt war. Entdeckt wurden übrigens auch etwa vier Meter lange Fußabdrücke, die von bisher unbekannten Bewohnern der Dünen stammen.

Wei Liming

Kartoffeln vom Polarkreis

Ein Ungar ist der einzige ausländische Träger des Ritterordens des Finnischen Löwen. Vor über 30 Jahren zog es Istvan Biro (Foto), Absolvent der Agraruniversität in Gödöllö, nach Finnland. Ihn faszinierte der hohe Norden und als Agronom besonders die Möglichkeit einer Agrarproduktion



unter diesen extremen Bedingungen. Anfang der 60er Jahre übernahm er die Leitung eines Ausbildungsinstitutes für Agrarfacharbeiter im lappischen Kittilä, 156 Kilometer hinter dem Polarkreis. Erste Züchtungen und praktische Versuche erfolgten in einem 250 Quadratmeter großen Folienzelt. Heute besitzt die Schule eine großflächige Lehrwirtschaft, pflanzt und erntet man Kartoffeln, Tomaten, Gewürze und Heilpflanzen. Das Zelt wuchs im Laufe der Zeit zu einem über 1000 Quadratmeter großen „Foliendorf". Studien, Züchtungen und erfolgreiche praktische Versuche führten zu Popularität im ganzen Land. Finnische Journalisten nannten den ungarischen Agrarfachmann sogar „Apostel des Lapplands", nachdem ihm gelungen war, Kartoffelsorten zu züchten, die dort unter freiem Himmel gedeihen, was für die Versorgung der Bevölkerung eine wichtige Rolle spielt. Für seine Leistung wurde er schließlich mit der hohen staatlichen Auszeichnung des Ritterordens des finnischen Löwen Stufe I ausgezeichnet. Dabei lebt der siebenfache Familienvater weiterhin zurückgezogen auf einem Einzelgehöft. Das einzige, was er hier vermisse, sei die magyarische Küche, sagt er. Doch seine Frau habe gelernt, die für Finnen unbekannten Suppen zu kochen, auch verschiedene Strudelarten backe sie inzwischen wie eine echte Ungarin.

Bernd Runge

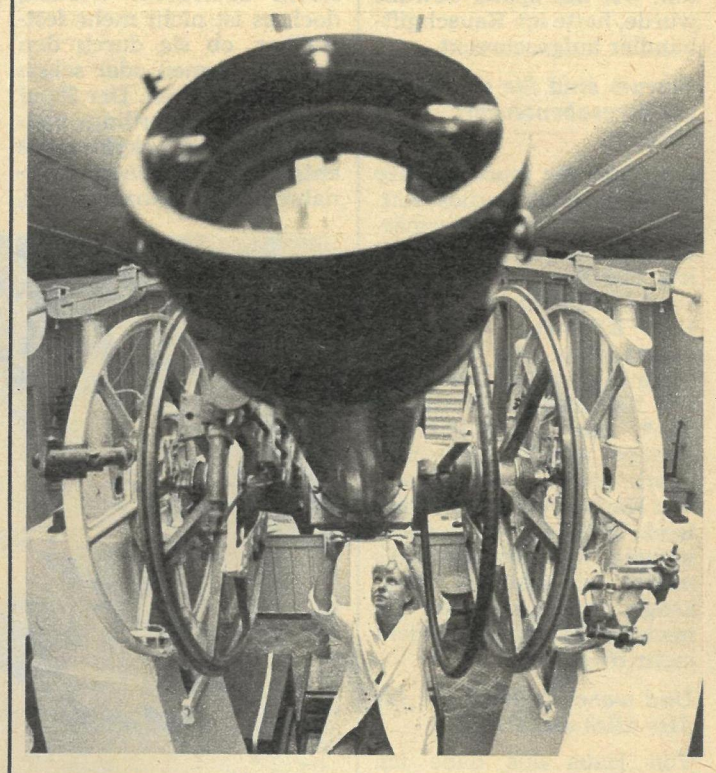
Noch ehe die Ehe...

Er und sie und es ganz ohne – Foto aus einer bulgarischen Illustrierten, wie man es sich dort vor einigen Jahren noch nicht hätte vorstellen können. „Die Ergebnisse von Untersuchungen unseres Jugendforschungsinstituts geben Grund zu der Annahme", schreibt der Soziologe Kantscho Stoitschew in einem Beitrag der Agentur Sofia-Press dazu, „daß sich in den letzten Jahren bei uns auf diesem Gebiet nicht einfach nur eine Liberalisierung vollzieht, die mit einer wachsenden Toleranz einhergeht..." So habe sich beispielsweise die Einstellung zum vorehelichen Geschlechtsverkehr in Bulgarien grundlegend verändert: Hatten in den dreißiger Jahren gerade 2,4 Prozent der Studenten sexuellen Kontakt vor der Ehe, so ist das Verhältnis heute genau umgekehrt. In Abhängigkeit vom Geschlecht existieren bei den Jugendlichen einige Unterschiede hinsichtlich der Bedingungen, unter denen nach ihrer Meinung vorehelicher Geschlechtsverkehr vertretbar ist: Bei den Mädchen spielt die Liebe eine große Rolle, während bei den Jungs meist das gemeinsame Verlangen als ausreichend bezeichnet wird. Als normal und zulässig gilt unter den Jugendlichen der Partnerwechsel. „Von einem Verfall der sexuellen Moral oder einer Diskreditierung der moralischen Bedeutung sexuellen Verhaltens kann jedoch keine Rede sein", schreibt der Wissenschaftler, „da die jungen Leute in der Mehrzahl beispielsweise gegen Gruppensex sind." Und er betont: „Beunruhigend ist allerdings, daß in einigen Kreisen überaus unduldsame Einstellungen besonders gegenüber Homosexuellen vertreten werden. Leider ist die öffentliche Meinung bei uns noch weit davon entfernt, den Homophilen als vollwertigen Bürger und Menschen zu betrachten." Die Mehrzahl der Jugendlichen (70 Prozent) haben nichts gegen alleinstehende Mütter und über die Hälfte gegen eine Lebensgemeinschaft. „Das bedeutet aber nicht, daß ehefeindliche Positionen unter den Jugendlichen im Wachsen begriffen sind", schreibt der Soziologe. „Für die meisten Jugendlichen ist die Ehe nach wie vor ein lebenswichtiger Wert." Vielmehr sei es für sie nur von noch größerer Bedeutung, Kinder großzuziehen. „In dieser Beziehung gleichen ihre Positionen fast vollkommen denen der Generation ihrer Eltern."

Dieter Martin

Muster-Modell

Modelle erdbebensicherer Wohnhäuser für die besonders schwer zerstörte armenische Stadt Kirowakan, entworfen von der Aljutinsker Abteilung des ukrainischen Instituts „Krim-Projekt". In Kirowakan wurde inzwischen mit dem Neubau begonnen. Noch in diesem Jahr sollen mehr als 300 000 Quadratmeter Wohnfläche übergeben werden. An der Verwirklichung des Bauprogramms werden auch 16 000 ukrainische Arbeiter beteiligt sein. Eine kürzlich beschlossene zusätzliche DDR-Hilfe für Armenien: 50 komplette Fertigteilhäuser, 250 LKW L 60, zehn große Traglufthallen sowie Haushalt- und andere Waren.



Phobos-Fotos

Die junge Wissenschaftlerin Galina Chodak im Observatorium von Taschkent. Das Teleskop ist auf den Mars gerichtet, um den die automatische Sonde „Phobos 2" kreist. Unlängst hat diese die ersten Bilder vom Marsmond zur Erde gefunkt, die von ausgezeichneter Qualität waren. Mit der erdgestützten Beobachtung wird die Sondenflugbahn auch von der Erde aus überprüft, um notfalls Korrekturen vornehmen zu können.

Aidiko-Abwehr

Training in einer der Hallen des September-Stadions in Sofia. Was für den Laien wie Judo aussieht, ist Aidiko, eine Variante der Selbstverteidigungskunst Karate; eine Sportart, die für Kinder ebenso erlernbar und auszuführen ist wie für Menschen im Alter von 50 bis 60 Jahren.

Thermo-Technik

Thermosflaschen für Ungarn und Polen. Sie kommen aus der Hanoier Rang Dong-Fabrik, die – mit neuer Technik ausgerüstet – in die Lage versetzt wurde, die Qualität und den Exportanteil wesentlich zu erhöhen.

Mongolia-Mode

Die einfach geschnittenen schicken schwarzen Lederkleider wurden mit flotten schneeweißen Lammfelljakken komplettiert. Als Accessoires empfehlen die mongolischen Modeschöpfer kesse, ebenfalls aus weißem Lammfell gearbeitete Barette.

Empfangsbereit am Dädong

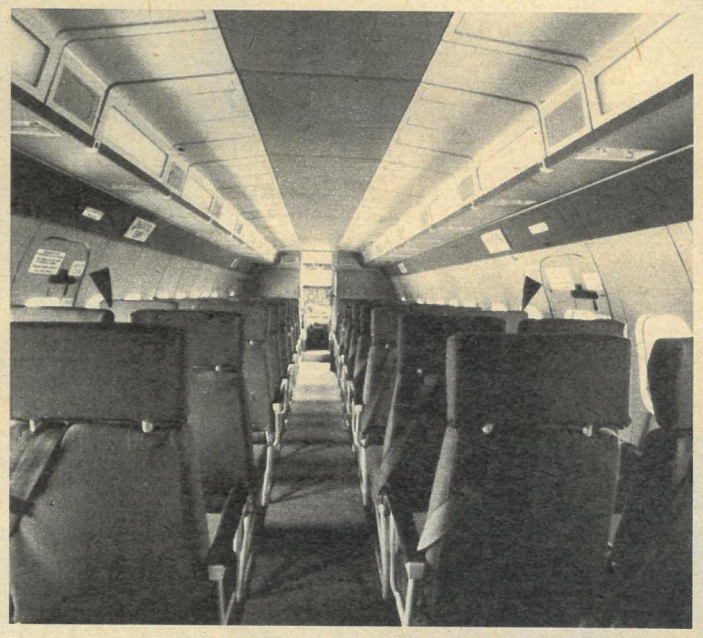
Nur ein paar Monate noch, dann werden die 13. Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Phjòngjang, der Hauptstadt der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik am Dädong, ihren farbenprächtigen Auftakt finden. Bereits im Vorfeld dieses Weltereignisses hatte der Verband der Sozialistischen Arbeiterjugend Koreas ein großes nationales Festival organisiert. Dazu gehört eine Vielzahl politischer, künstlerischer sowie sportlicher Veranstaltungen, die in Phjòngjang, Wonsan und Nampo stattfanden. Außerdem wurde der erste Sonntag eines jeden Monats zum „Tag der freiwilligen Arbeit für die Weltfestspiele" erklärt. Seit Ende August 1988 haben sich mehr als 29 Millionen Jugendliche in allen Teilen des Landes daran beteiligt. So nahmen rund sechs Millionen Jugendliche allein in Phjòngjang an Arbeitseinsätzen zum Bau von Festspielprojekten teil. Dank dieser aktiven Unterstützung konnten die Sportanlagen in der Tschontschun-Straße bereits fertiggestellt werden. Die Hotels, der Studenten- und Kinderpalast sowie der Zirkus in der Kwangbok-Straße, das Rungnado-Stadion mit 150 000 Plätzen, der Fußballplatz und das Internationale Kino auf der Janggak-Insel, das Jugendtheater und das Große Theater von Tongpjongjang im Osten Phjòngjangs stehen kurz vor ihrer Vollendung. Jugendliche und Studenten aus dem gesamten Land stehen mit an der Spitze, wenn es darum geht, Touristenlager, Flugplätze, Bahnhöfe und Häfen auf den Empfang der Festivalgäste vorzubereiten. Aber damit nicht genug. Den jungen Leuten bleibt eine Fülle weiterer Aufgaben, die sie mit Schwung und Ideenreichtum zu lösen suchen. Da sind Plakate, Bildbände und Briefmarken zu gestalten. Da geht's um Kostüme und Bühnenbilder für Festveranstaltungen, da sind Entwürfe zu machen für wirkungsvolle Willkommensgrüße und Erinnerungsgeschenke, da ist das Festivallied „Herren der Zukunft" zu lernen, damit man es mit den Gästen aus aller Welt perfekt singen kann. Es wurde aus mehr als 5000 Texten und über 3000 Kompositionen ausgewählt. Mehr als 60 000 Jugendliche haben inzwischen mit den Proben für die Eröffnungs- und die Abschlußveranstaltung begonnen.

Bruno Bertelmann

Der Nachfolger aus Kunovice

Seit vielen Jahren gehören in der ČSSR konstruierte und gebaute Flugzeuge der Typenreihe L 410 zum gewohnten Bild auf zahlreichen sowjetischen Flughäfen, denn bei Aeroflot, dem größten Luftverkehrsunternehmen der Welt, fliegen nicht nur Iljuschin-, Tupolew- und Antonow-Maschinen. Die kleinen, zuverlässigen und wirtschaftlichen Flugzeuge aus dem befreundeten Land werden besonders auf kurzen Strekken und bei geringem Passagieraufkommen eingesetzt. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Varianten für Spezialaufgaben, beispielsweise den Kurier- und den Sanitätsdienst sowie die Luftbildvermessung. Die Flugzeuge aus der ČSSR sind bei sowjetischen Passagieren, Piloten und dem Wartungspersonal gleichermaßen beliebt. Davon konnten sich Journalisten kürzlich während eines Fluges von Nowosibirsk nach Barnaul überzeugen. Die Kolchosvorsitzende Swetlana Nowschilowa, die diese Verbindung regelmäßig benutzt, charakterisiert das Flugzeug wie folgt: „Eine ruhige und sichere Maschine, mit der ich schnell und bequem meinen Zielort erreiche." Der Pilot Stanislaw Bilnjuk ergänzt: „Die L 410 läßt sich sehr angenehm fliegen. Sie weist einen hohen Komfort auf. Und die Triebwerke? Sie sind auch bei starken Frösten sehr startwillig." Einziger Wermutstropfen für ihn: „Nur schade, daß sie keine Überdruckkabine besitzt und deshalb relativ niedrig geflogen werden muß." Genau hier haben die ČSSR-Konstrukteure im Flugzeugwerk Uherské Hradiste Kunovice angesetzt. So weist der Nachfolgetyp L 610 (unsere Fotos) u. a. auch eine klimatisierte Überdruckkabine auf. Sie sichert den Fluggästen einen komfortablen Flug und garantiert dem Piloten in größerer Flughöhe bei höherer Geschwindigkeit einen geringeren Treibstoffverbrauch. Neu ist die Größe der Kabine. So kann das Kurzstreckenflugzeug L 610 anstatt wie bisher maximal 19 Passagiere nun immerhin 40 befördern. Es wird als Schulterdecker mit einem T-Leitwerk ausgelegt. Angetrieben wird es von zwei Propellerturbinentriebwerken tschechoslowakischer Bauart mit je 1340 kW Startleistung. Bei einer Spannweite von 25,6 m, einer Gesamtlänge von 21,4 m, einer Höhe von 7,6 m und einer maximalen Abflugmasse von 14 000 kg beträgt die Fluggeschwindigkeit 400 bis 490 km/h. Die Vorarbeiten sind abgeschlossen. Jetzt beginnt der Erprobungszeitraum. Dazu muß man wissen, daß der reguläre Einsatz der neuen L 610 bereits für 1991 vorgesehen ist. Das Interesse von Aeroflot an dieser Maschine ist heute schon groß. Wie bei der L 410 wird auch das neue Modell in zahlreichen Varianten zur Verfügung stehen.

Peter Garden



● Gut gesagt

Was ist eigentlich Ruhm? – Für mich ist er ein Abzeichen, das ich jedoch nie angesteckt habe. Wer sich auf seinen Lorbeeren ausruht, ist ein großer Dummkopf!

Gena Dimitrowa, Opernsängerin, Sofia

● Am Rande

In der altböhmischen Stadt Vamberg existiert ein Spitzenmuseum, das nicht nur in der ČSSR, sondern in ganz Mitteleuropa einmalig ist. Die wertvolle Exposition gibt einen Einblick in die Entwicklung der Spitzenherstellung von ihren Anfängen bis in die Gegenwart. – Spitzfindig!

● Persönliches

Beim Bau einer neuen Scheune aus Abrißziegeln fiel NIKOLAI NOKONOW, Siedler am Ladogasee, ein besonders schwerer Stein in die Hand: Anfangs als Teekannen-Untersetzer benutzt, entpuppte er sich bald als 6350 Gramm pures Gold.

Einen gefährlichen Beruf hat SERGEJ SENKOW gewählt: Im Jagdgebiet Babinowitschi bei Witebsk (Belorußland) fängt er Schlangen; vor allem Kreuzottern für eine Farm, die das entnommene Gift an die pharmazeutische Industrie liefert.

Die drei Tischler NIKOLAI GIRKO sowie WOLDEMAR und VIKTOR WEIGEL aus dem Sowchos „Majak" im Rayon Urizki wurden von der üblichen Arbeit befreit, um ihre Siedlung jetzt mit geschnitzten Dachgesimsen, Ziergiebeln und Vorbauten zu verschönen, wie sie für Rußland typisch sind.

Schon als Dreijährige erdachte sich NANA GABASCHWILI aus Tbilissi einfache Melodien, widmete sich mit sechs Jahren ernsthaft dem Komponieren und brachte neunjährig ihren ersten Sammelband mit Kinderliedern heraus.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: ADN-ZB/ČTK (5), ADN-ZB/Monzame, ADN-ZB/BTA, ADN-ZB/VNA, TASS/Dudtschenko, TASS/Welitschkin, L. Muckow (2); Vignette: D. Schüler.

Pflügen

ohne Pflug

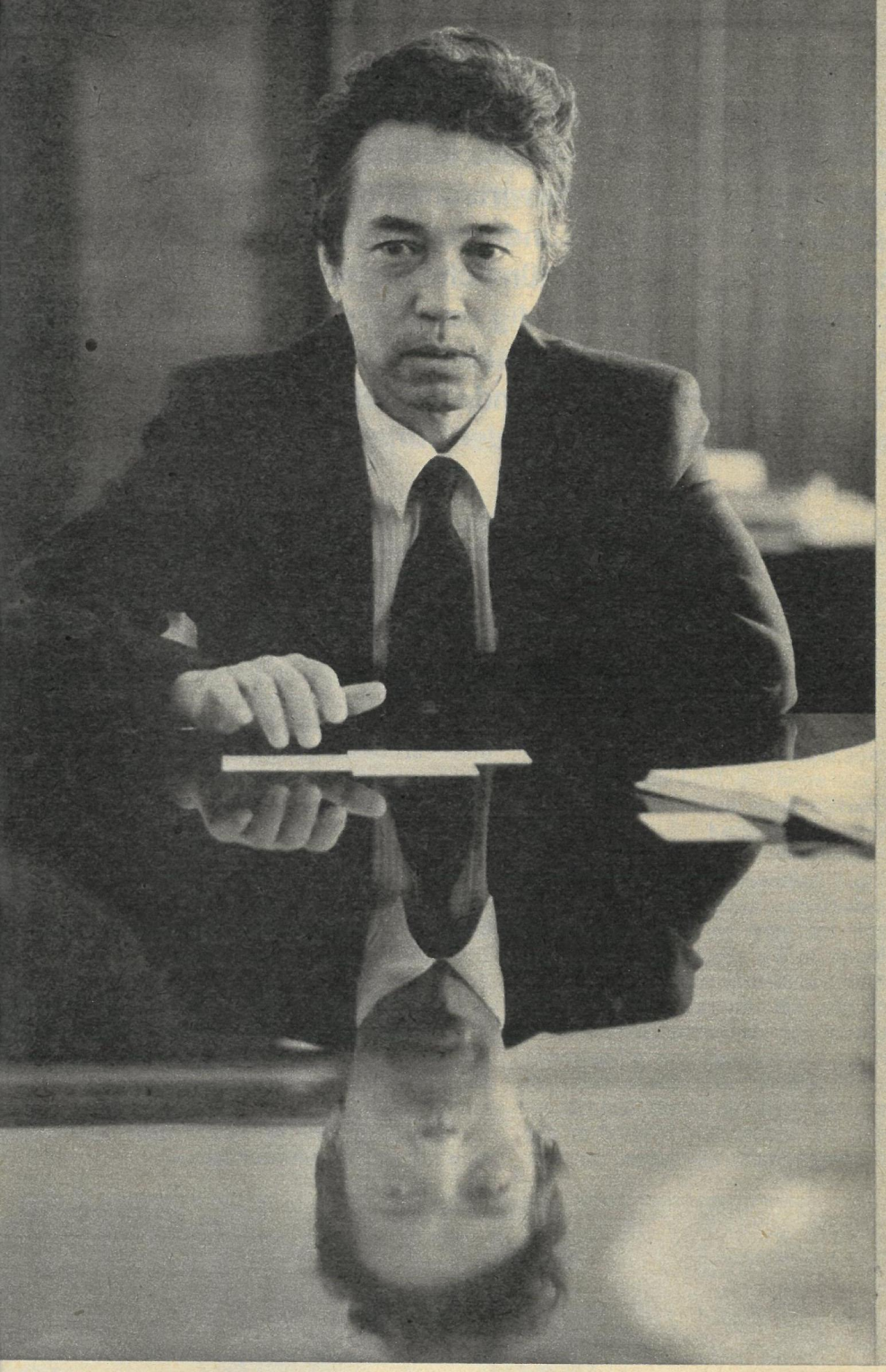
Das Gespräch führte Klaus Hurrelmann, Volker Hohlfeld fotografierte

In Schortandy, wo einst sich die karge, ewig dürstende Steppe Kasachstans dehnte, befindet sich das Institut für Getreidewirtschaft der sowjetischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften. Dort werden eigentümliche Methoden erdacht und erprobt, um den häufig von Dürre heimgesuchten Neulandfeldern akzeptable Ernten abzuringen. Verwundert sieht der Fremde bestellte Äcker, auf denen noch die Stoppeln der Vorjahrsernte stehen.

Das Thema unseres Gesprächs mit Prof. Meslich Sulejmenow, dem Direktor des Getreidebauinstituts Schortandy, ist die Landwirtschaft im Gebiet Zelinograd, dem Herzen des Kasachstaner Neulands. Der Agrarprofessor errät gleich, weshalb wir gekommen sind:

„Auf der XIX. Unionsparteikonferenz wurde unsere Oblast anerkennend erwähnt. Und die ‚Iswestija' brachte dann auch noch den Beitrag ‚Zelinograd – Stadt ohne Schlangen'. Das hat im ganzen Land Aufsehen erregt. Aber Hand aufs Herz – nutzen uns solche Artikel? Da gäbe es, so hieß es, eine Stadt, in der die Leute nicht nach Wurst anstehen müssen. Hinterher wurde ich überall gefragt: Wie macht ihr das bloß? Meine Meinung: Der Artikel war schlichtweg schöngefärbt. Allerdings sieht es bei uns deutlich besser aus als anderswo, haben wir sowohl in der Feldwirtschaft als auch in der Fleisch- und Milchproduktion einen Vorsprung gegenüber vergleichbaren Gebieten. Aber wem nutzt es, wenn man die Zahl der unterschiedlichen Wurstsorten und Fleischwaren, die hier produziert werden, schon gleichsetzt mit dem Angebot in den Geschäften? Das ist Augenauswischerei. Wir dürfen in unserem Bemühen nicht nachlassen, bevor wir nicht annähernd soviel Käsesorten anbieten, wie es in französischen Geschäften zu kaufen gibt. Oder wenn es um Bier geht, soll es so gut sein wie bei euch! Dann wird es vielleicht auch kulturvoller genossen!"

Die klimatischen Gegebenheiten des in riesige Getreideflächen umgewandelten Kasachstaner Steppenlandes sind wiederholt in FREIE WELT beschrieben worden. Kontinentalklima mit extrem kalten Wintern und extrem heißen, trockenen Sommern. Dazu kommen allerlei Wetterkapriolen…



Über unseren Gesprächspartner

Meslich Sulejmenow wurde 1939 in der Kasachstaner Bergbaustadt Karaganda geboren. Dieser Mann ist von fast zierlicher Statur. Dennoch bleibt von der Begegnung mit ihm ein nachhaltiger Eindruck von Kraft. Der kommt aus seinem, mit Verlaub gesagt, jungenhaften Kopf. Und schon in den ersten Minuten des zunächst via Dolmetscher geführten Gesprächs spürt der Interviewer – unser Gegenüber braucht keinen Sprachmittler. Dieser kasachische Gelehrte spricht fließend Deutsch. Später notiert der Reporter, daß auch Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch zum Repertoire von Prof. Sulejmenow gehören. Autodidaktisch erlernt mittels Schallplattenkursen, vor dienstlichen Reisen ins jeweilige Land. Ein Detail nur, das diesen namhaften Agrarwissenschaftler charakterisiert. Der Direktor des Instituts für Getreidewirtschaft der Sowjetischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften nennt eine seiner Maximen: „Arbeitsliebe, Ehrlichkeit und Fleiß kann und muß man in jedem Beruf beweisen."

Pflügen ohne Pflug

„Im Juni 88 hatten wir regelrechte Dürre. Deshalb schaffte das Gebiet Zelinograd bei der letzten Ernte den Getreideplan nicht. Aber wir waren doch deutlich besser als unsere vergleichbaren Nachbarn, die Gebiete Kustanai und Koktschetaw. Dabei gibt es dort mehr Schwarzbodenflächen, während bei uns die weniger fruchtbaren Kastanienböden überwiegen. Also, wir waren vergleichsweise gut, zweifellos durch Anwendung moderner Anbautechnologien und klugen Einsatz materieller Stimuli. Aber wir können und müssen besser werden!"

Der letzte Sommer – da gab es im ganzen Monat Juni nur 7 mm Niederschläge, die Mindestnorm nach den langjährigen Durchschnittswerten wären 40 mm gewesen. Erst am 10. Juli setzte reichlich Regen ein. Fast zu spät. Da war der Weizen schon vielerorts geschädigt.

„Das Wetter darf uns nicht unterkriegen, wir müssen darauf eingestellt sein. In unserem Institut wurden wie jedes Jahr Parzellen in verschiedener Weise mit Weizen bestellt. Wir vergleichen so experimentell unterschiedliche Technologien des Weizenanbaus. Und brachten wiederum den Nachweis, wie sehr Art und Weise der Bearbeitung des gleichen Bodens – also die Anwendung extensiver oder intensiver Methoden – bei gleichen Wetterbedingungen den Ertrag beeinflußt. Wir erzielten Erträge zwischen 20 dt, was für Kasachstan gut ist, und 6 dt. Für große Gebiete Kasachstans ist typisch, daß die Ernte eigentlich völlig ohne wissenschaftlich begründete Technologie heranwachsen und reifen muß. So war das traditionell auf dem Neuland. Das bringt tatsächlich nur 6 bis 7 dt/ha, und nur durch die Riesenflächen, durch die Extensivwirtschaft also, kommen die erwarteten Mengen zusammen."

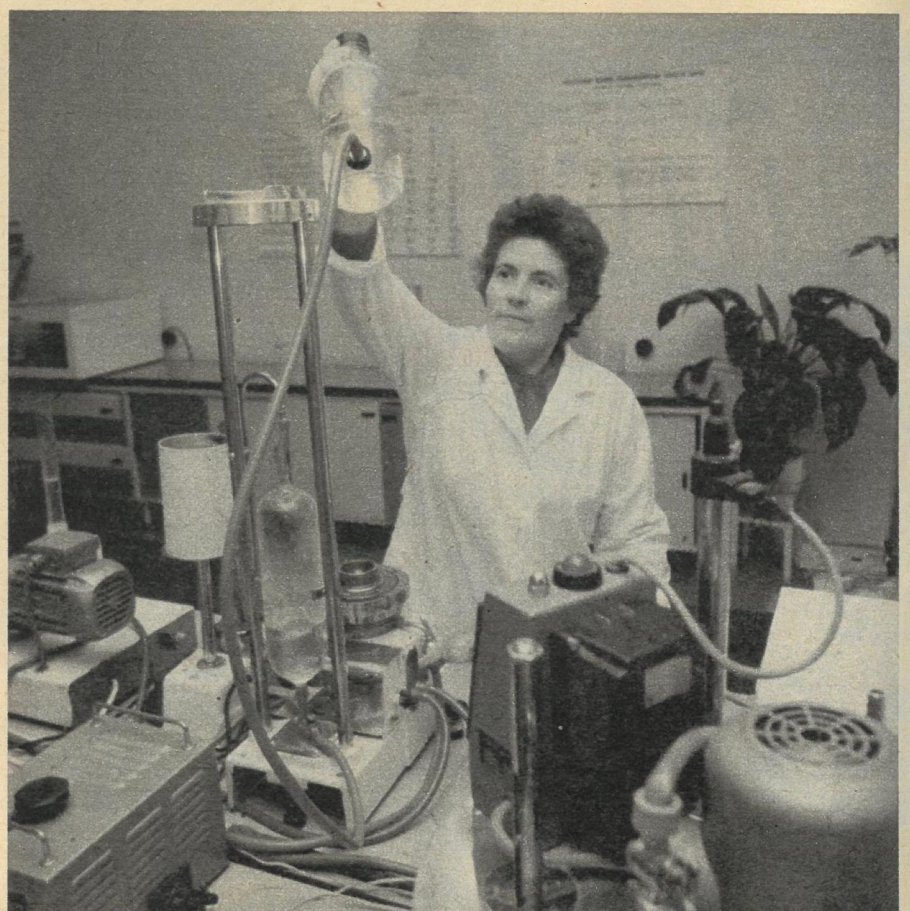
Auch für die sowjetische Landwirtschaft steht die Aufgabe, Intensivtechnologien in immer breiterem Maße anzuwenden...

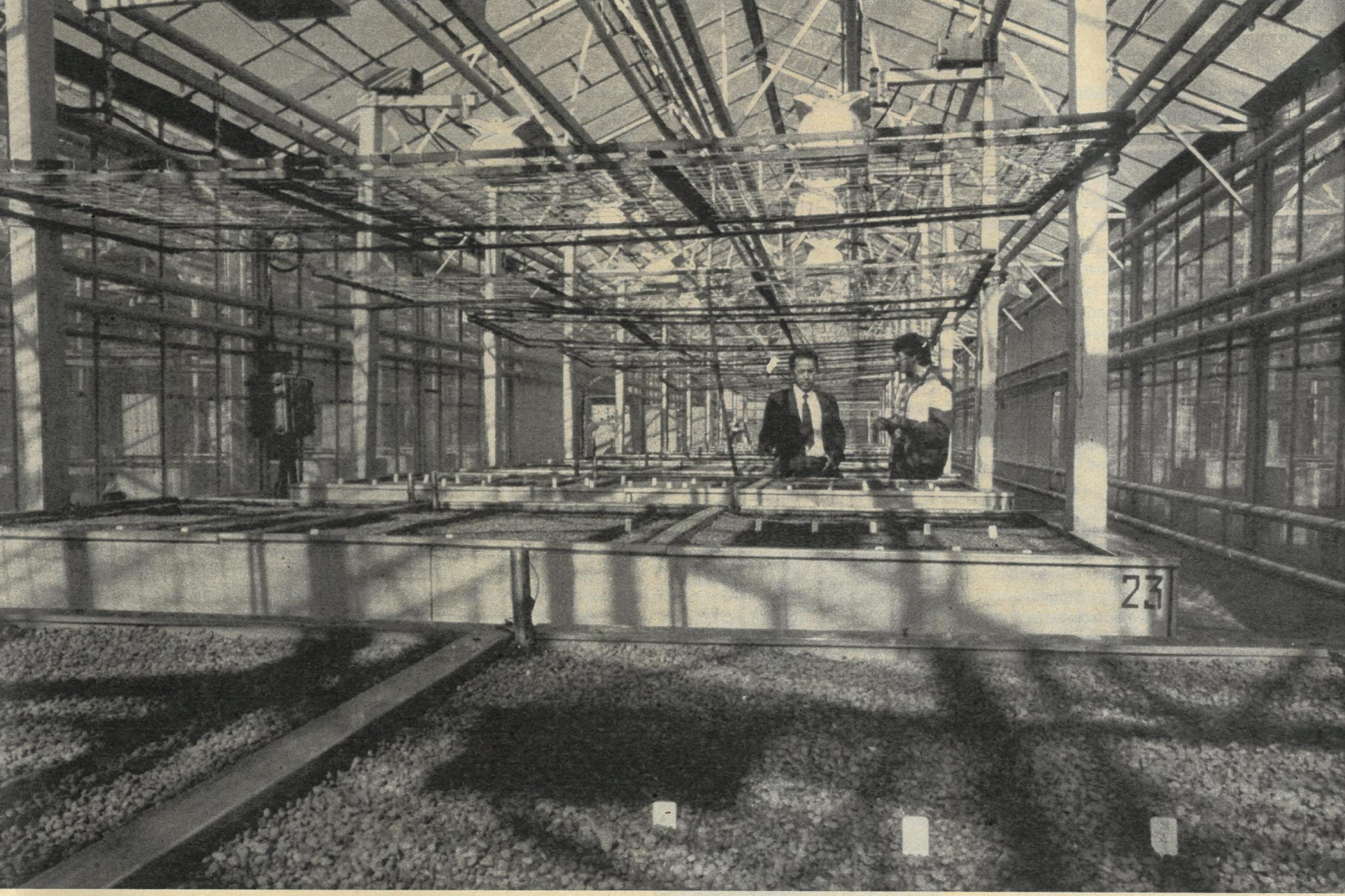
„Ja, und das sind Methoden, bei denen der Mensch übers ganze Jahr den Feldern Aufmerksamkeit schenkt. Ich nenne nur als Beispiele die tiefe Bodenbearbeitung oder auch die Schneeanhäufung. Auf unseren Feldern bleiben die Stoppeln der Vorjahresernte stehen, der Boden wird dennoch gründlich gelockert. Die Stoppeln halten den Schnee fest. Wenn die natürliche Schneedecke etwa 15 cm beträgt, häufeln wir mit speziellen Pflügen Schneewälle an, die 70 bis 80 cm hoch sind, an denen sich der Wind bricht. Er kann den Schnee nun nicht mehr wegblasen. Im Frühjahr durchfeuchtet das Schmelzwasser den Boden bis zu einer Tiefe von 1 m, das Niederschlagsdefizit in der Wachstumsphase wirkt sich nicht aus. Mit diesen Vorräten kommt man verlustarm auch über die Junidürre. Und die meist reichlicheren Juliniederschläge – um 60 mm – fördern die Erntereife. Deshalb empfehlen wir stets einen möglichst späten Aussaattermin, nicht vor dem 15. Mai. Im letzten Jahr mit dem extrem heißen und trockenen Juni hätte es noch später sein können..."

Man spricht vom „Pflügen ohne Pflug"...

„Das ist richtig. Anderswo im Akkerbau übliche Methoden, wie das Umbrechen des Bodens mit dem Pflug, haben in den Jahren nach der Neulanderschließung unserer Landwirtschaft großen Schaden zugefügt, vor allem durch die Winderosion. Über die Steppen fegt fast täglich kräftiger Wind, und der trug die umgepflügten fruchtbaren Schichten bald mit sich fort. Die umbruchlose Bodenbearbeitung verhindert das. Bei unserem „Pflü-

Die Eigenschaften der im Institut gezüchteten Neuland-Weizensorten werden in den Labors kompromißlos untersucht.





In den Gewächshäusern des Instituts wachsen jährlich zwei Generationen Weizen und drei Gerste-Generationen zu Forschungs- und Zuchtzwecken heran.

gen ohne Pflug“ werden breite Flachmesser in unterschiedlichen Tiefen durch den Boden gezogen, der gelockert, aber in seiner Struktur kaum verändert wird. So bearbeiteter Boden trocknet viel langsamer aus, bietet dem Wind keinen Ansatzpunkt mehr.“

Welchen Wert hat für Sie der Rat von Meteorologen?

„Auf unserem Oblast-Plenum sprach dazu unter anderem der Rayonsekretär von Koktschetaw und erklärte, dort sei man 1988 einem Scharlatan aufgesessen, einem Amateurmeteorologen. Der habe einen kühlen, relativ feuchten Juni prophezeit, und deshalb wurde zu früh gesät… Daß die Vorhersage dieses Mannes für 1987 exakt gewesen war, daran erinnert sich nun niemand mehr. Aber ernsthaft – akzeptabel sind natürlich nur wirklich wissenschaftliche Prognosen. Allerdings – gibt es die hieb- und stichfest schon irgendwo in der Welt?“

Was sollten weitere Feldbauexperimente nachweisen?

„Wesentlich ist z. B. die Unkrautbekämpfung, obwohl das Steppenklima auch für das Unkraut ungünstig ist. Auch hier spielt der richtige agrotechnische Termin eine wichtige Rolle. Wildhafer zum Beispiel geht durch spätes Getreidedrillen kaputt. Die Beschlüsse der Partei zum Intensivweizenanbau haben vielerorts – gerade bei den wirtschaftlich starken Betrieben – zu verstärktem Herbizideinsatz geführt. Unsere Versuche aber weisen schon seit Jahren nach, daß auch die Unkrautbekämpfung durch agrotechnische Maßnahmen effektiv, in vielen Fällen allein ausreichend ist. Im Gebiet Zelinograd gibt es 170 landwirtschaftliche Betriebe, aber nur 6 glauben bis jetzt, ohne Herbizide auszukommen. Dabei geht es einfach um die Einhaltung der Aussaatfristen, um kurzfristige und vom Termin her günstige Saatkampagnen, dann wird das aufgehende Unkraut auch vernichtet. Ich bin der Meinung, wirklich interessiertes Verhalten zu dieser Sache ist gegenwärtig in den Feldbaubrigaden nur durch Pachtverträge durchzusetzen.

Denn früher hat man ‚nach der geleisteten Arbeit‘ bezahlt und verdient. Bei der Bodenbearbeitung, bei den Pflegearbeiten, beim Ernten. Hatte der Agronom gesagt, die Schnittiefe der Grubber müsse 25 cm betragen, dann zog der Traktorist höchstens drei, vier Furchen entsprechend dieser Empfehlung. Bald aber stellte er die Schar flacher, denn viel Hektar – viel Geld war die Losung! Da machte leider kaum einer eine Ausnahme.

Brigaden mit Pachtvertrag werden jetzt nach dem Endresultat, nach dem abgesetzten Ernteergebnis, bezahlt. Ist das hoch und qualitativ gut, gibt es gutes Geld, sonst nicht. Es bringt persönlich nichts mehr ein zu schludern. Also folgen die Brigaden bereitwilliger den wissenschaftlichen Empfehlungen. Pachtvertrag, also Eigenverantwortung, und die früheren Methoden des Administrierens sind völlig kontrovers. Gilt ein Pachtvertrag, wird empfohlen, nicht mehr befohlen. Daran müssen sich sowohl die Leiter als auch die Brigaden erst gewöhnen.“

25 Millionen Hektar mißt die Getreidefläche in Kasachstan. Mit welchen landwirtschaftlichen Regionen anderswo in der Welt kann man Vergleiche ziehen?

„Gewöhnlich dient uns Kanada zum Vergleich. Seine bodenklimatischen Verhältnisse sind ähnlich, aber es gibt dort einen etwas größeren Anteil Schwarzerde. Die Niederschläge bei uns liegen zwischen 250 und 300 mm im Jahr, dort zwischen 300 und 400 mm, dort fallen sie auch zu günstigerer Zeit als bei uns, nämlich im Mai und Juni, Juli und August aber sind relativ trokken. Wenn es das Jahreswetter gut mit uns meint und der Boden intensiv bearbeitet wird, sind auch die kanadischen 20 dt für uns real. Bei der Ernte 88 hatten wir in Kasachstan einen durchschnittlichen Hektarertrag von 10 dt. Ich verbürge mich dafür, daß das von jedem Hektar mindestens 3 bis 4 dt unter den Möglichkeiten waren! Nun machen Sie mal bei 25 Millionen Hektar die Hochrechnung! Wir setzen 120 kg Saatgut auf einem Hektar ein, da sind Erträge um 8 dt regelrecht bitter…“

520 Mitarbeiter hat das 1957 gegründete Institut, darunter 70 Akademiker. Sie entwickeln, erproben und propagieren spezielle bodenschonende Technologien und entsprechende Technik für die Bearbeitung der Neulandfelder, vor allem für das „umbruchlose Pflügen“. Nadeleggen und Schneepflüge unterstützen die bodenschonende und feuchtigkeitsspeichernde Bodenbearbeitung. Die Züchtung wetterharter Qualitätsweizensorten mit hohen Backeigenschaften ist ebenfalls Aufgabe des Instituts.

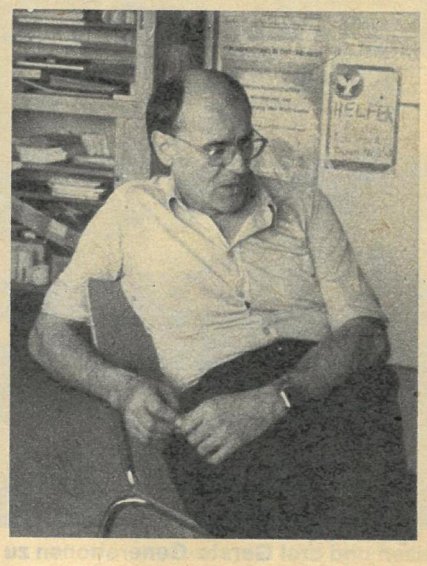
„Ich habe das dem Kolbin* mal gesagt: Wenn man Ihnen ein Feld mit niedrigen Halmen zeigt, wird man von der Dürre sprechen. Aber man sieht daran, daß der Boden nicht gründlich und tief genug bearbeitet wurde. Die Felder sind die Visitenkarte des Landmanns, sie offenbaren, wie pfleglich und wissend er das ganze Jahr über mit dem Acker umgeht!“

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift „Sowjetunion“.

* 1. Sekretär des ZK der KP Kasachstans, d. Red.

Tod ohne Blitz und Donner

Im Jahre 1925 verbot das Genfer Protokoll den Einsatz von chemischen Waffen. Eine neue Konvention soll auch die Produktion, Lagerung und Weitergabe untersagen. Unlängst verabschiedeten 149 Teilnehmerstaaten der Pariser Konferenz einen Appell zur weltweiten Ächtung chemischer Waffen. Dort erklärte die Sowjetunion, daß sie die Produktion dieser Waffen eingestellt hat und noch in diesem Jahr einseitig mit der vollständigen Vernichtung ihrer Bestände beginnt. Mit Werner Dosch, Professor für Mineralogie an der Universität Mainz, engagiert in der Naturwissenschaftler-Initiative e. V. „Verantwortung für den Frieden", sprach FREIE WELT-Mitarbeiter Utz Hoffmann.



Fast unlädiert blieben die chromblitzenden Helme, die Köpfe darunter verkohlten. Im Foyer der Tübinger Universität fiel mir diese künstlerische Interpretation eines atomaren Schlachtfeldes auf. Die barbarischen Folgen des Einsatzes von Kernwaffen sind heute im Bewußtsein vieler Menschen verwurzelt. Gleiches kann man von der Bedrohung durch chemische Waffen nicht behaupten. Sind sie weniger scheußlich?

Keinesfalls, die chemischen Menschheitsvernichter stehen den atomaren nicht nach. Aber der chemische Tod kommt ohne Blitz und Donner. Nervengifte sind farb- und geruchlos. Das mag dazu beitragen, daß die Gefahren durch C-Waffen schwerer bewußt gemacht werden können. Auch die „Overkill-Kapazität" ist erschütternd. Mit den weltweit angehäuften chemischen Waffen könnte sich die Menschheit mehr als zweihundertmal umbringen. Vor Nervenkampfstoffen können sich nur Soldaten schützen. Sie werden trainiert, innerhalb von Sekunden Maske und Kampfanzug anzulegen, verfügen über gasdichte Fahrzeuge und dergleichen. Zivilisten sind unter den Bedingungen eines modernen Krieges hilflos. Wen oder was also könnte man im dichtbevölkerten Europa chemisch „verteidigen"? Die Kriegsplaner wissen, was passiert, wenn Chemiewaffen zum Einsatz kommen: Über 95 Prozent der Opfer wären Zivilisten.

Wenn es um C-Waffen in der Bundesrepublik geht, fällt immer wieder der Name des kleinen Ortes Fischbach bei Pirmasens in der Pfalz. Dort organisierte die Naturwissenschaftler-Initiative auch eine Mahnwache. Worum ging es dabei?

In der Bundesrepublik sind als einzigem Land in Europa C-Waffen einer fremden Macht stationiert. In den USA hat man die Standorte der neuen Chemiewaffenlager bekanntgegeben, in der BRD werden sie geheimgehalten. Viele Indizien sprechen allerdings dafür, daß die C-Waffen in einem Depot der US-Armee bei Fischbach lagern. Schätzungen des schwedischen Friedensforschungsinstituts SIPRI sprechen von 435 Tonnen der Nervenkampfstoffe Sarin und VX. Das entspricht etwa 4000 Tonnen chemischer Artilleriegranaten. Was hinter dieser Zahl steckt, wird erst deutlich, wenn man weiß, daß etwa ein hundertstel Gramm genügt, ein Menschenleben zu beenden. Der in Fischbach gelagerte Tod reicht demnach für alle Europäer aus. Und das sind nur etwa ein Prozent der amerikanischen Gesamtvorräte! Unsere Mahnwache sollte der Öffentlichkeit aufzeigen, welche Gefahren von solch einem Lager schon in Friedenszeiten bei Havarien oder durch Lecks der veralteten Munition ausgehen.

Seit Ende der 50er Jahre werden in den USA binäre chemische Waffen entwickelt und seit Dezember 1987 auch produziert. Weltweit protestiert die Friedensbewegung gegen diese Eskalation der chemischen Hochrüstung. Welche Bedrohung geht von dem neuen Waffentyp aus?

Chemische Massenvernichtungsmittel sind bislang für den Besitzer beinahe ebenso gefährlich wie für den vermeintlichen Feind. Treten Transportschäden oder Lecks auf, so stören die Nervenkampfstoffe bei den Kontaktpersonen die chemische Signalübertragung der Nervenzellen. Speichel- und Tränenfluß, Abgang von Kot und Urin, Muskelkrämpfe, Atemnot und schließlich qualvoller Tod durch Herzversagen – das sind die Folgen. Und war die Dosis nicht tödlich, bleiben meist lebenslange Folgeschäden. Binäre chemische Waffen hingegen enthalten zwei Behälter mit jeweils relativ harmlosen Chemikalien. Diese kann man getrennt produzieren, transportieren und lagern. Erst beim Einsatz werden die beiden Komponenten in die Granate, Gleitbombe oder Rakete eingebaut, sind jedoch noch durch eine Wand getrennt. Nach dem Abschuß reagieren die Chemikalien miteinander, es entsteht ein hochtoxischer Nervenkampfstoff. Damit werden chemische Waffen viel leichter handhabbar, was letztendlich das Risiko eines chemischen Krieges erhöht. Bislang konnte man eine ganze Reihe supergiftiger Substanzen nicht als Chemiewaffen einsetzen, da sie sich nicht als lagerungsfähig erwiesen. Gelingt es nun, diese Stoffe auch binär zu produzieren, kann das Potential des chemischen Todes ins Unermeßliche anwachsen. Schließlich kann man die beiden nicht- oder wenig giftigen Komponenten der binären Waffen ohne besonderen Sicherheitsaufwand in Fabriken produzieren, die sonst zum Beispiel Haushaltchemikalien herstellen. Das erschwert natürlich die Kontrolle bei möglichen Vereinbarungen zum vollständigen Verbot chemischer Waffen ungemein.

Den Einsatz von C-Waffen verbietet das Genfer Protokoll von 1925. Seit 1968 verhandeln in Genf inzwischen 40 Nationen über eine C-Waffen-Konvention, in der auch die Produktion, Lagerung und Weitergabe untersagt werden soll. 1988 schien der Schritt zur vollständigen Abrüstung möglich, wurde aber dennoch verpaßt. Wo sehen Sie die Gründe?

Die Sowjetunion hat ihre lange Zeit zögerliche Haltung in der Kontrollfrage aufgegeben und die rigiden Forderungen der USA auf diesem Gebiet akzeptiert, so weitgehend, daß es dem Westen die Sprache verschlug. Im November 1987 stellten sowjetische Militärs ihre C-Waffen in Schichany vor. Sie bezifferten die Gesamtmenge mit weniger als 50 000 Tonnen, die ausschließlich in der UdSSR lagern. Das entspricht in etwa der Größenordnung amerikanischer C-Waffen. Auch die DDR trug zu einer offenen Atmosphäre bei und lud im gleichen Jahr Mitglieder der Pugwash-Bewegung zu einer Überprüfung des Chemiewerkes in Schwarzheide bei Leipzig ein. Doch in dem Moment, als ein Vertrag greifbar nahe war, entschlossen sich die USA für Auf- anstatt Abrüstung, für den Bau der soeben erläuterten binären chemischen Waffen. Westliche Zyniker hatten die Stirn zu behaupten, daß die Rüstung mit binären Waffen weitergehen müsse, solange das Problem der Weiterverbreitung bestehe. Der amerikanische Chefunterhändler Max Kampelman erklärte die Abrüstung der chemischen Waffen für nicht möglich, weil sie nicht kontrollierbar sei. Diese Äußerung war wohl der markanteste Tiefpunkt unserer schwindenden Hoffnung. Die Überwachung eines Verbots zur Produktion und Lagerung von C-Waffen war bislang möglich. Sie wird erst jetzt durch die Produktion binärer Waffen erheblich erschwert. Zudem äußern die großen Chemiekonzerne der USA Kontrollängste. Doch ohne Kontrolle ist eine chemische Abrüstung unmöglich. Der US-Präsident Bush hat im Wahlkampf erklärt, er wolle C-Waffen „vom Angesicht der Erde wegverhandeln". In einer anderen Wahlrede sprach er nur von einer fünfzigprozentigen Reduzierung. Die nächste Zukunft wird seine Absichten offenlegen.

Es gibt ja auch bei den C-Waffen regionale Lösungsansätze. Könnte eine chemiewaffenfreie Zone, wie sie die Palme-Kommission vorgeschlagen hat und wie sie 1985 zwischen SED und SPD erstmals als Vertragsentwurf ausgearbeitet wurde, helfen, Kontrollmechanismen zu entwickeln und Vertrauen zu schaffen?

Die Bundesregierung hat eine große Verantwortung auf sich geladen. Die USA brauchen für ihr Territorium keine C-Waffen. Deren eventueller Einsatz ist vor allem für Europa vorgesehen. Der Bundeskanzler und sein Außenminister schlossen 1986 in Tokio mit Präsident Reagan folgenden Handel: Abzug der überlagerten alten C-Waffen bis 1992 und keine Stationierung von binären Waffen ohne Zustimmung der BRD. Die Ge-

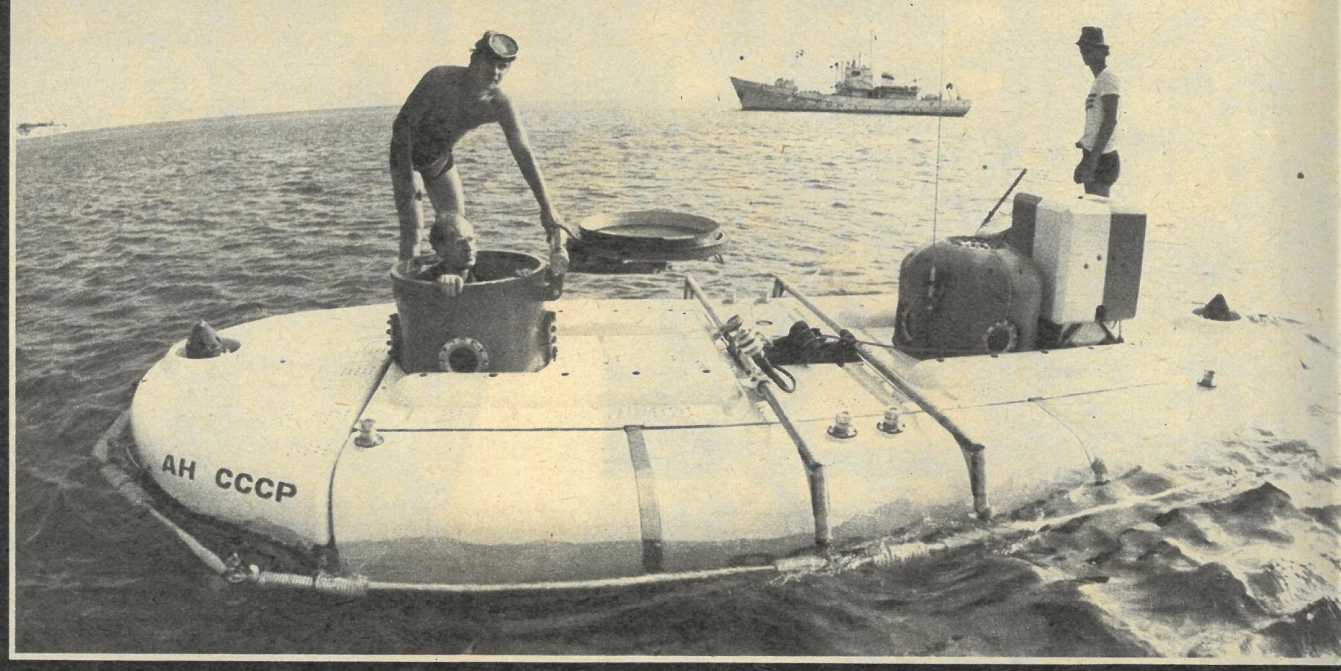
genleistung: Mit ihrem großen Gewicht in der NATO sorgte die Bundesregierung dafür, daß die binären C-Waffen im Mai 1986 zum „Streitkräfteziel" erklärt wurden. Diese Zusage wiederum war die Grundvoraussetzung für die Produktionsaufnahme von Binärwaffen in den USA. Allein die Verschrottung der alten C-Waffen ist ungeheuer gefährlich, teuer und überaus langwierig. Wenn Fischbach oder andere Lager in der BRD von Giftgas befreit sein werden – sei es durch Vernichtung vor Ort oder durch Abtransport – wenn das Teufelszeug also verschwunden und dabei hoffentlich alles gut gegangen ist, tritt ein Zustand ein, den man schon fast als chemiewaffenfreie Zone bezeichnen könnte. Ich halte ein Abkommen zwischen der BRD, der DDR und der ČSSR für die wichtigste regionale Lösung. Die DDR und die ČSSR haben sich dafür ausgesprochen. Die Sowjetunion hat bereits zugesichert, eine solche Zone zu respektieren. Ihre bisherige Ablehnung des Vorschlags hat die Bundesregierung vor allem damit begründet, daß er den Genfer Verhandlungsweg zur C-Waffen-Konvention stören würde. Diese Argumentation verliert beim jetzigen Stand der Dinge zunehmend an Substanz. In einer chemiewaffenfreien Zone Mitteleuropas könnten als Modellversuch bei zwischenstaatlichen Kontrollen Erfahrungen für ein weltweites Verbot gesammelt werden.

Die Verantwortung eines Forschers für sein Tun hat schon Galileis Zeitgenosse Descartes erkannt. Er forderte einen hippokratischen Eid auch für Naturwissenschaftler. Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung – welche Stellung beziehen Sie?

„Der Traum der Wissenschaft gebiert Ungeheuer", meinte Goya. Doch was treibt uns Wissenschaftler, Ungeheuer auf die Gesellschaft loszulassen? Wissenschaft ist nicht wertneutral. Sie ist der Gesellschaft gegenüber verantwortlich, oder sie wird von der Gesellschaft für alle Schäden, die sie anzurichten vermag, zur Verantwortung gezogen. Eben diese „Verantwortung für den Frieden" hat unsere Naturwissenschaftler-Initiative aufgegriffen. Ich persönlich widme viel, sehr viel Zeit dafür und fühle mich verpflichtet, die Bevölkerung, wo ich nur kann, über die Gefahren chemischer Waffen aufzuklären. Die politische Autorität in unserem Land weigert sich ja immer noch, dies zu tun. Doch anders als Galilei lassen wir uns den Mund nicht mehr stopfen. Ethik, Vertrauen, Verantwortung – an diesen Elementen einer universellen Sprache ist nichts unzeitgemäß.

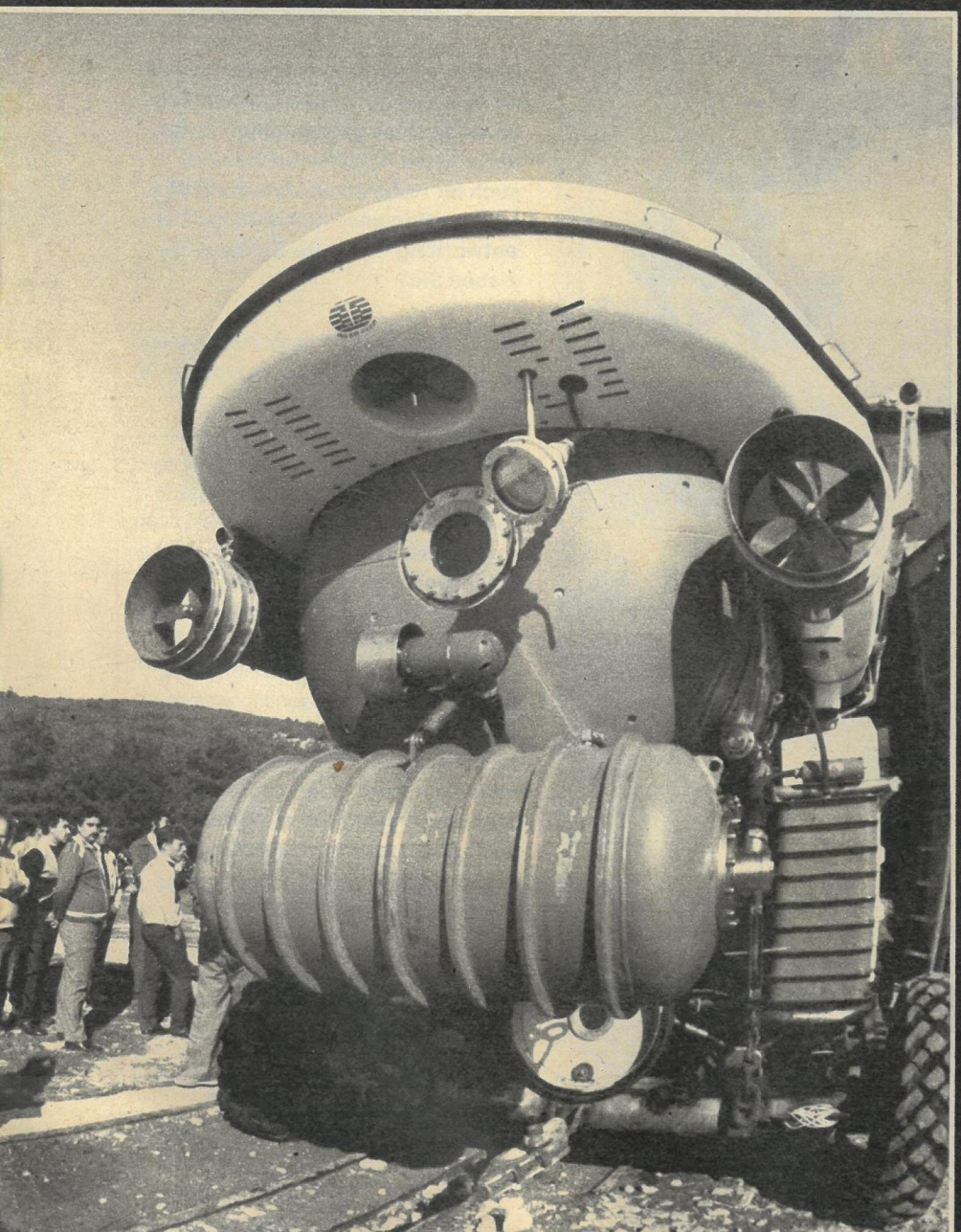
Fotos: Detlev Steinberg, Utz Hoffmann

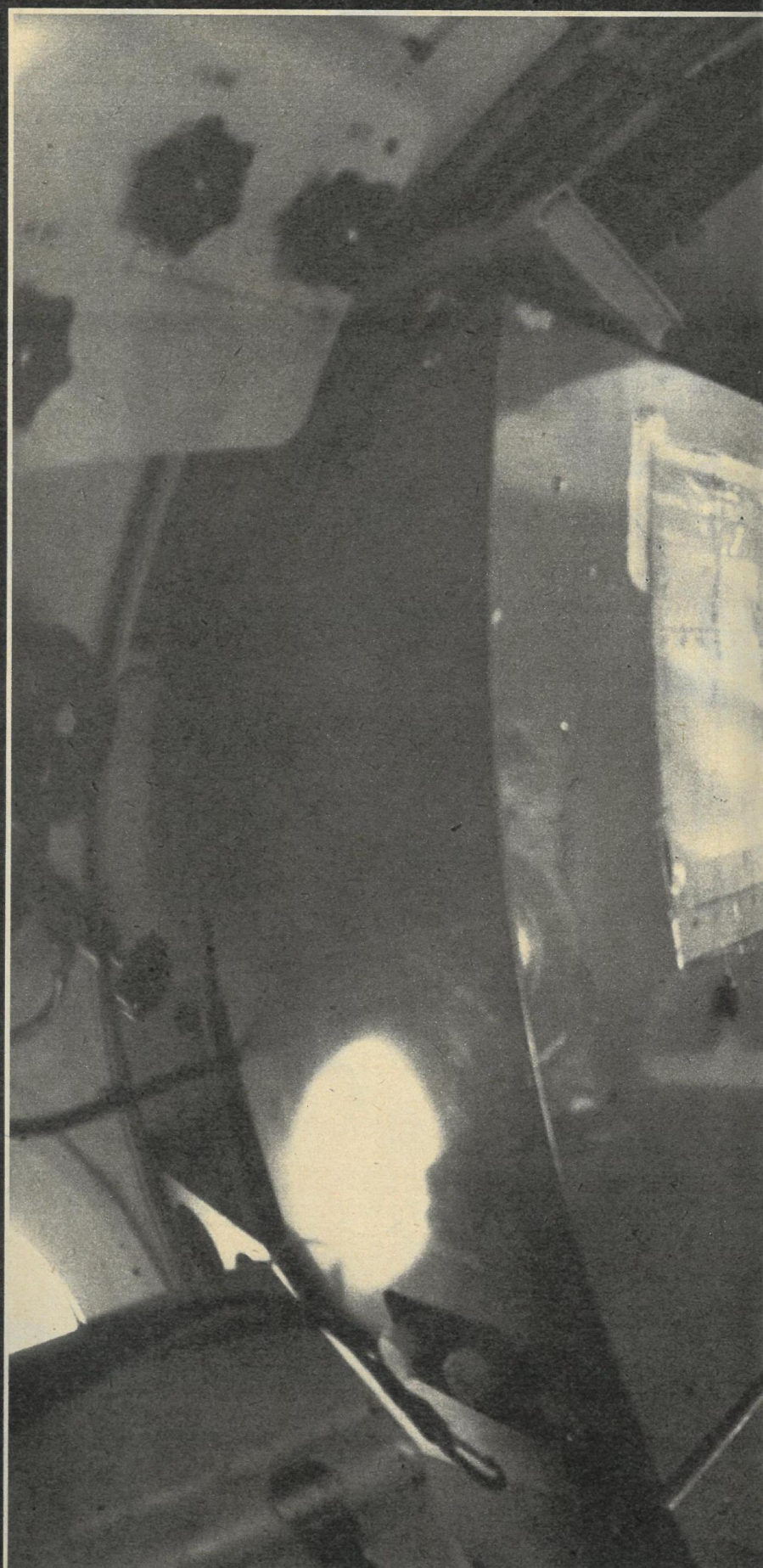
Es ist das Wasser, das immer stärker vor den Bullaugen des „Osmotr" sprudelt. Schließlich stoppt Kommandant Sergej Smolinski die Abwärtsfahrt des neuen UdSSR-Tauchboots im Schwarzen Meer: Der Tiefenmesser zeigt zu diesem Zeitpunkt 200 Meter an. Damit ist während dieser Abschlußtestfahrt die von den Konstrukteuren vorgesehene Tauchtiefe nun erreicht...
Der Entwurf des Unterwasserfahrzeugs – „Osmotr" heißt soviel wie „Inspektion, Besichtigung" – entstand auf den Reißbrettern im Versuchs-Konstruktionsbüro des Ozeanologischen Schirschow-Instituts an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Der neuartige Typ besteht aus zwei Druckkörpern, die einen Kommando- beziehungsweise einen Taucherbereich bilden. Insgesamt ist an



Abslippen, bei dem kein Sekt perlt:

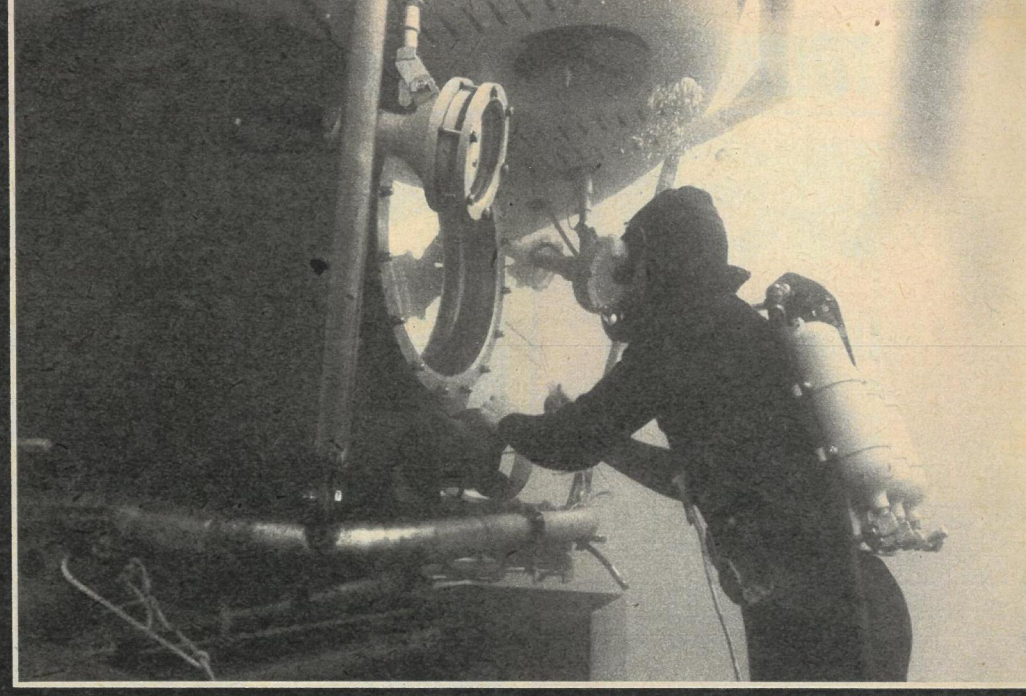
Boot unter!





Bord für fünf Personen Platz. Das Bullauge des Kommandobereichs hat einen Durchmesser von 90 Zentimetern und gewährleistet so eine gute Sicht.
Ein Bestimmungszweck des Tauchbootes ist die Beförderung von Tauchern für Unterwasserarbeiten (Foto rechts).
Die hochmoderne technische Ausrüstung von „Osmotr" (Foto unten) gewährleistet, daß die Männer in kürzester Zeit an ihren Einsatzort gebracht und auch rasch und sicher wieder aufgenommen werden können. Im Vergleich zum Vorgängerfahrzeug „Argus" hat sich die Einsatzmöglichkeit wesentlich erweitert: So gehören zum künftigen Arbeitsprogramm neben Tauchoperationen für rein technische Aufgaben auch wissenschaftliche Exkursionen in die Meerestiefen. „Osmotr" ist für Forschungsfahrten mit Meeresgeologen, Biologen und anderen Experten der Ozeanographie in den Schelfgebieten des Schwarzen Meeres, des Mittelmeeres und des Stillen Ozeans geeignet.
Der „Neuling" wurde inzwischen der Forschungsflotte der südlichen Filiale des Instituts für Ozeanographie in Gelendshik (Krasnodarer Region) zugeordnet. Das neue Tauchboot bietet den Experten viele neue Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkundung. Mit Stolz, aber auch mit Erleichterung konnte nach der Auswertung der Abschlußtestfahrt Forschungsingenieur Sergej Smolizki dem Institutsdirektor melden: „‚Osmotr' ist einsatzbereit!"

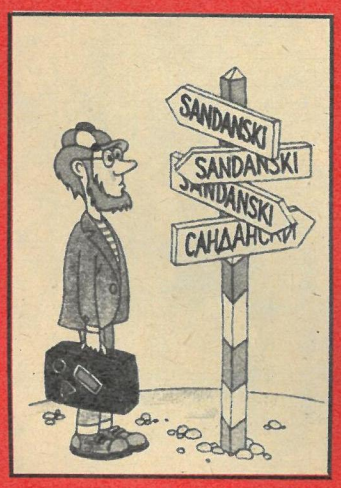
Manfred Radloff (Text)
Roman Denissow/TASS (Fotos)



FREIE WELT

Urlaubs-Kuren

Neulich sagte mir jemand, eben von einer internationalen Tourismus-Börse heimgekehrt, was Reiseexperten – mal im flotten Werbeslogan ausgedrückt – schon seit längerem beobachten: „Kurlaub it's in!" Ins verständliche Deutsch gebracht, will das heißen: Urlaub, verbunden mit einer Kurbehandlung, ist weltweit bei den Kunden von Reisebüros verstärkt gefragt. „In den letzten Jahren hat diese Art Reisen immer mehr Anklang gefunden. Viele wollen sich nicht mehr mit herrlichen Stränden am Meer, schneebedeckten Gebirgen, modernen Lifts und interessanten Reiserouten begnügen. Sie verlangt es nach Gesundheitszentren mit entsprechender Ausrüstung und wirksamen Heilprozeduren", reflektiert auch Nadja Straschimirowa, eine bulgarische Reisejournalistin, den neuen Trend. Das DDR-Reisebüro, so wird uns versichert, habe sich darauf bereits vor geraumer Weile eingestellt, erhöhte die Kurort-Reiseziele – in der ČSSR, in



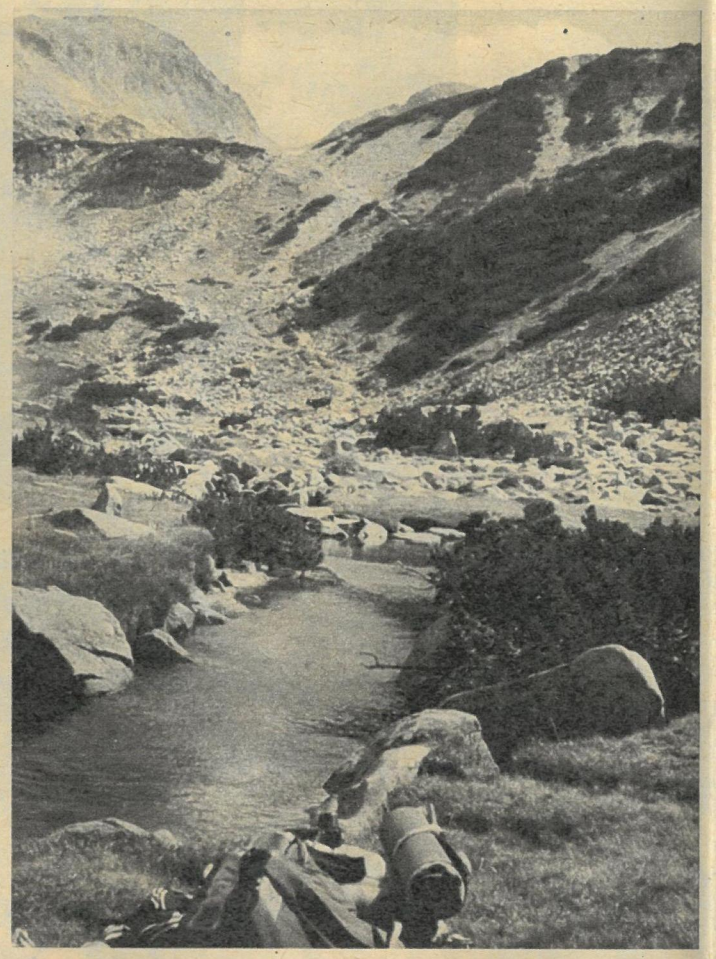
Ungarn, Bulgarien und Rumänien – auf nunmehr 21. Bedenkt man, daß pro Jahr rund 23 500 DDR-Bürger aller Altersgruppen zu kostenlosen Heilbehandlungen ins befreundete Ausland entsandt werden – davon etwa die Hälfte in Kurheime der ČSSR –, dann zeigt sich auch in dieser Hinsicht ein zunehmend reges Reisen. Der Kur-Tourismus ist dazu eine sinnvolle Ergänzung. Nach der gestiegenen Tendenz zu immer aktiverem Urlaub, nun Kurlaub. Wie gesagt: „It's in!"...

Helmuth Hinnergk

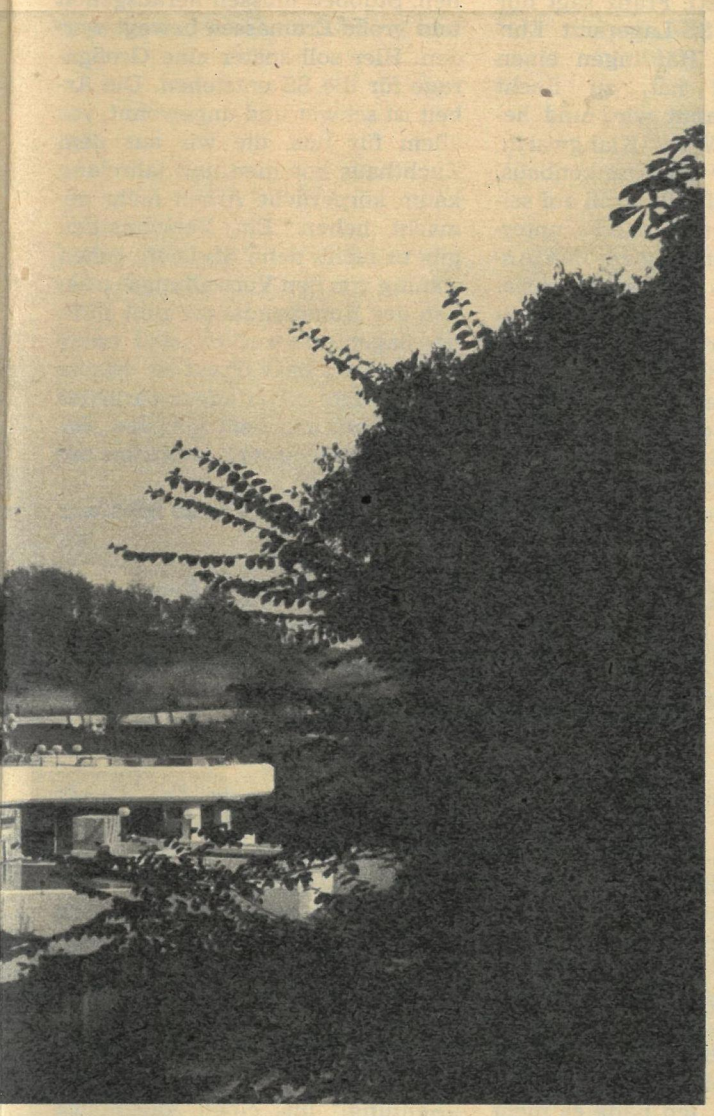
Fotos: Volker Hohlfeld (2), Klaus Otto, Repro (5); Redaktion: Volker Hempel

An der Wiege von Spartakus

Die Straße nimmt noch einmal kräftigen Anlauf; hinter der Hügelkuppe fällt sie sanft zur Stadt Sandanski hin ab. Knappe drei Stunden einer wechselnden Berg- und Talfahrt haben wir seit Sofia hinter uns, eingerechnet die kurze Kaffeepause im Motel bei Blagoewgrad. Bald danach ging es durch die romantisch-bizarren Kresna-Schluchten, ein Defilee himmelhoch ragender, wildzerklüfteter Felswände, vor Urzeiten aufgesprengt von den tobenden Wassern des Flusses, dem die Bäche dreier Gebirge – des Witoscha, Rila und Pirin – seine urwüchsige Kraft verleihen: Struma, einst Strabon der Alten. Die Straße wie die Eisenbahnlinie (Sofia–Thessaloniki) schmiegen sich eng an den Lauf des Stromes, der im Wechsel der Zeiten – durch zweieinhalb Jahrtausende – unzählbare verheerende Kriegszüge gesehen hat: im Drang von Eroberern nach Norden oder Süden ... Linker Hand zeigt sich, an den Hängen über dem Bachgrund der Sandanska Bistriza hinaufgewachsen, die Stadt. Und den Hügel beim Straßenabzweig zum Zentrum überragt, den Blick zum Strom gewandt und seinen Schild abwehrbereit in der Hand, die erhabene Gestalt des antiken Recken: „Spartakus, ein thrakischer Mann vom Stamm der Maeder." So hat Plutarch das eindeutige Zeugnis zu Herkunft und Heimat von Spartakus gegeben, der mit dem Sklavenaufstand des Jahres 74 v. u. Z. an der Spitze von 60 000 seiner Getreuen, das stolze Römische Reich in den Grundfesten erschütterte. Wo Sandanski sich heutigentags erhebt, genannt „Stadt des Spartakus", war einst Meduis/Medica in Feuer und Tod der Kriegsstürme versunken: die Stadt der Maeder. All das werden wir jedoch erst wissen, nachdem wir mehr von der Stadt gesehen und über deren Geschichte erfahren haben...

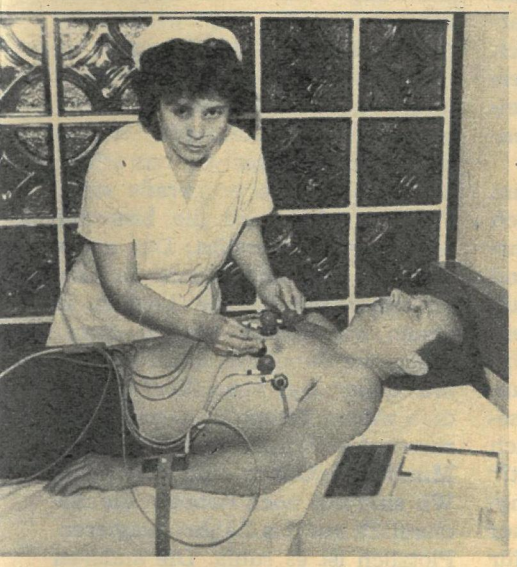


„Schön bist du, o mein Pirin!" klingt es im bulgarischen Volkslied. Bergausflug ins Wichren-Massiv.



Kurhotel „Sandanski“: eine pyramidenartige Wabe aus sieben übereinanderliegenden, nach oben hin verjüngten, terrassenähnlichen Geschossen. 293 Zwei-Bett-Zimmer, vier Appartements darin, insgesamt 594 Betten, verrät uns der Hotelprospekt. Von einer der Terrassen blicken wir auf den Swimming-pool im Innenhof sowie zu weiteren Freibecken im Park; weiterhin gibt es noch zwei Hallenbäder im Haus. Überall tummeln sich Kurgäste in Mineralwasser, das aus drei Quellen sprudelt – mit rund 1500 Litern pro Minute. „Schon in alter Zeit, vor zweitausend Jahren und mehr, kannten und nutzten die Menschen hier das heilkräftige Wasser“, erzählt uns der Chefarzt des Balneo-Hotels, Dr. Georgi Jossifow. Eine halbe Stunde seiner knappen Zeit widmet er uns, nennt all die Beten. Aber eine kundige Begleiterin führt uns rundum im Haus, läßt uns in vielerlei Behandlungsräume blikken – mit Inhalationsplätzen; Solar-, Fitneß- und Massageräume; Kabinette mit kleinen Wannen für Warm- oder Kaltwasserbehandlung von Gliedmaßen, andere mit Badewannen und Tauchbecken für Unterwassermassagen. Ich notiere mir eine Unmenge lateinischer Namen von Erkrankungen des Stütz- und Bewegungsapparats, der Haut, der Atemwege oder Atmungsorgane. Doch die

Eingebettet ins Grün eines Parkes und der nahen Hügel: Kurhotel „Sandanski“ (links). Blick vom Hotelbalkon auf die Stadt, amphitheatrisch an den Hängen erbaut.



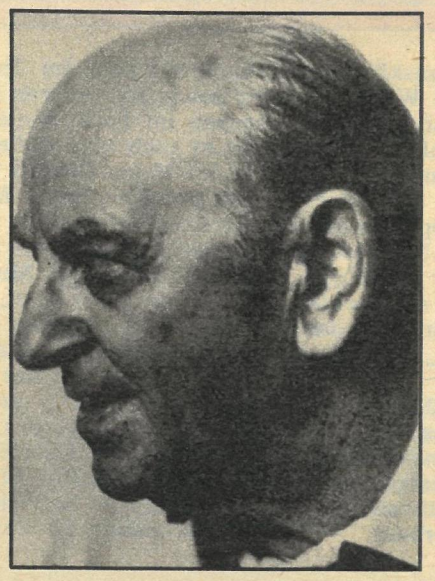
schwerden, Krankheiten und Leiden, die von Sandanskis hydrokarbonsulfatnatriumhaltigem Wasser oder der reinen, ozongesättigten Luft gelindert, vielfach geheilt werden.

Die Kombination von wohltuendem Klima – günstig beeinflußt durch das nahe Gebirge wie das nur wenig entfernte Ägäische Meer – und heilendem Wasser, gibt unter den 59 bulgarischen Kurorten Sandanski den besonderen Ruf. Wir allerdings sind, leider, nicht zum Kur-Urlaub hier – wie die übrigen Gäste (auch rund 800 DDR-Bürger pro Jahr in jeweils 22-Tage-Durchgängen) –, sondern lediglich zu einer Stippvisite. Wir werden daher auch nicht bei den Exkursionen nach dem malerischen Melnik oder dem reizvollen Roshen-Kloster dabeisein, müssen gleichfalls auf den Angelausflug zu den Gebirgsseen und -wasserfällen von „Popina Lâka“ in 1230 Meter Höhenlage verzichten. Aber eine kundige Begleiterin führt uns rundum im Haus, läßt uns in vielerlei Behandlungsräume blikken – mit Inhalationsplätzen; Solar-, Fitneß- und Massageräume; Kabinette mit kleinen Wannen für Warm- oder Kaltwasserbehandlung von Gliedmaßen, andere mit Badewannen und Tauchbecken für Unterwassermassagen. Ich notiere mir eine Unmenge lateinischer Namen von Erkrankungen des Stütz- und Bewegungsapparats, der Haut, der Atemwege oder Atmungsorgane. Doch die Streiflichter von unserem Kurzbesuch sollen keineswegs den Kurprospekt ersetzen (Kurärzte wie Reisebüro der DDR wissen darüber detaillierte Auskünfte zu geben). Die Liste von Anwendungen für Prophylaxe und Therapie wäre zweifellos auch zu lang…

Kurort Sandanski und die weißen Gipfel des Pirin – das die Alten Obelos (Schneegebirge) nannten – als majestätischer Hintergrund: „Im sonnigsten Winkel Bulgariens“, wirbt der Reiseprospekt. Das stimmt ohne Frage. Der 24 000-Einwohner-Kurort, gelegen in Bulgariens Dreiländereck zu Jugoslawien und Griechenland sowie an Bistriza-Gebirgsbach und Struma-Strom, ist tatsächlich „vor Nordwinden völlig geschützt“, kann unbestreitbar auf eine „Sonnenscheindauer im Jahresdurchschnitt von 2450 Stunden“ verweisen. Indessen sollte jeder, der sommers nach Sandanski reisen möchte, bedenken, daß hier Hitzetage mit Temperaturen um 40 Grad durchaus keine Seltenheit sind. Ich jedenfalls würde einen „Kurlaub“ zu gemäßigterer Jahreszeit bevorzugen…

Helmuth Pelzer

3000 Mark kostet ein dreiwöchiger touristischer Erholungsaufenhalt mit Kurbehandlung (inklusive Flug und Vollpension) im „Sandanski“. Nach Bulgarien reisen in diesem Jahr ca. 3000 Kurpatienten und 500 Kur-Touristen.



Der Hamburger Kommunist und Kesselschmied Harry Naujoks kam 1936 ins KZ Sachsenhausen. Als Lagerältester stand er auf einem risikovollen Posten, der Verantwortung für Tausende Mitgefangene bedeutete und gefährliche Konflikte mit der SS brachte. Seine Erinnerungen an diese Zeit sind der erste Bericht eines ehemaligen Lagerältesten aus einem der großen berüchtigten faschistischen Konzentrationslager.

Am Alex in die „Grüne Minna“ verladen, kommen wir am 11. November 1936 im Konzentrationslager Sachsenhausen an. Wir – das sind außer mir der Zimmermann Otto Erdmann, der KPD-Abgeordnete des Preußischen Landtages Gustl Sandtner und ein jüdischer Häftling, von dem wir nicht erfahren können, warum er dabei ist. Ich bin ein 35jähriger KPD-Funktionär aus Hamburg, Anfang März 1933 in Lübeck verhaftet, nach drei Monaten freigelassen, im August 1933 in Bremen wieder festgenommen und seitdem in Haft: KZ-Haft, Untersuchungs- und Strafhaft.

Ich hatte nichts verbrochen. Aber ich galt als überzeugter und unverbesserlicher Antifaschist, und das genügte, um mich nach Verbüßung meiner Zuchthausstrafe in ein KZ einzuweisen.

Der begleitende Berliner Polizeibeamte läßt uns aus der „Grünen Minna“ aussteigen und übergibt einem SS-Führer unsere Begleitpapiere. Auf seinen Wink hin gehen wir mit ihm in ein Büro, dessen Tür die Aufschrift „Politische Abteilung“ trägt. Nachdem er meine Akte angesehen hat, fragt er: „Wie heißen Sie? – Warum sind Sie hier?“ Ich brülle los: „Naujoks, Harry. Im Anschluß an eine Zuchthausstrafe von zwei Jahren und drei Monaten wegen ‚Vorbereitung zum Hochverrat‘ bzw. Weiterführung der KPD.“ Er stellt noch einige Fragen, die ich ebenso laut und zackig beantworte. Das alles ist bei Vorführungen und Vernehmungen so oft durchgespielt worden, daß kaum etwas passieren kann.

Wir erhalten den Befehl wegzutreten. Den Kommandanturbereich in Begleitung eines SS-Postens verlassend, stampfen wir durch den tiefen Sand dem Häftlingslager zu. Dort werden wir von Paul Blumenthal empfangen, einem Hamburger Kommunisten, der uns schon im Zuchthaus mit politischen Informationen versorgt hatte. Wir erhalten unsere Häftlingsmarkierung und gehen dann zum Block 16, auf dem hauptsächlich „Zugänge“ untergebracht sind.

Auf Block 16 ist Walter Leu Blockältester. Ich kenne ihn aus der Hamburger Parteiarbeit. Wir werden sofort von einigen Kameraden, die nicht zur Arbeit hinaus mußten, umringt. Wir erfahren, daß das Lager vor vier Monaten entstanden ist, daß die Stammbelegschaft aus dem KZ Esterwegen kommt und etwa je zur Hälfte aus politischen Gefangenen und wegen krimineller Delikte Vorbestraften besteht. Letztere werden nach der Farbe ihrer Häftlingsmarkierung „Grüne“ genannt; wir Politischen tragen rote Streifen. Auf unsere Frage nach dem Lagerkommandanten antworten die Kameraden, daß es SS-Standartenführer Koch sei. Von ihren Erläuterungen der SS-Hierarchie – vom Kommandanten über die Lagerführer, die Rapportführer, die Arbeitsdienstführer bis hin zu den Arbeitskommando- und Blockführern – schwirrt uns der Kopf.

Vor allem bekommen wir erst einmal Ratschläge für unser Verhalten gegenüber der SS: Auf keinen Fall dürfen wir SS-Leute mit einem Dienstgrad anreden, weil wir sie meist gar nicht auseinanderhalten können.

Am nächsten Morgen weckt uns das Läuten einer Glocke. In großer Eile werden Schuhe und Hosen angezogen. Das Hemd bleibt noch im Schrank. Mit nacktem Oberkörper geht es zum Waschen hinaus in den dunklen, nebligkalten Novembermorgen. Zwischen den Baracken sind Tröge aufgestellt, über denen neue Rohrleitungen mit Wasserhähnen angebracht sind. Niemand darf mit bekleidetem Oberkörper hinaus, gleich wie das Wetter auch sein mag. Zum Frühstück gibt es einen Becher mit einem halben Liter Buchweizengrütze, „Blauer Heinrich“ genannt. Dann wird das Bett gebaut, wobei mir in den ersten Tagen ein Kamerad behilflich ist. Später brauche ich immer noch viel Zeit vom Wecken bis zum Appell mit dem Bettenbau. Oft reicht es dann nur noch knapp zum Suppefassen und zum Essen.

Vorstellung bei Dr. „Grausam“

Nachdem alles zur Arbeit gegangen ist, bringt mich Franz Jacob zum Krankenbau. Ich kenne Franz aus gemeinsamer politischer Arbeit in Hamburg. Im Sommer 1933 wurde ich sein Nachfolger als Leiter der illegalen KPD in Bremen (Bezirk Nordwest). Franz sagt mir noch, daß der SS-Lagerarzt Ehrsam unter den Häftlingen einen schlechten Ruf hat, zu Recht „Grausam“ genannt wird und liefert mich bei Willy Klangwarth, dem Vorarbeiter des Krankenbaus, ab. Jeder neue Häftling soll auf seinen Gesundheitszustand untersucht werden, ob er auch den Anforderungen des Konzentrationslagers gewachsen ist. Der Lagerarzt läßt auf sich warten.

Willy Klangwarth schiebt mich in einen kleinen Raum, in dem ein eisernes Bettgestell mit Strohsack neben einem Schemel steht. Ich stutze: Auf dem Bett liegt ein scheinbar lebloser Mann. Meine Frage „Ist er tot?“ wird mit „Frag nicht so viel!“ beantwortet. Der Leblose, den ich mir nun näher ansehe, ist ein Grüner, der Selbstmord begehen wollte. Sein Hals ist stark geschwollen. Der Strick, den er sich um den Hals gelegt hatte, hat breite Striemen hinterlassen. Blut ist herausgetreten, wo die Haut aufgeplatzt ist. Sein Gesicht ist als Folge von Mißhandlungen stark entstellt… Ich halte es nicht mehr aus und laufe los, den Vorarbeiter zu holen. Als ich ihn endlich finde, schimpft er: „Du mußt lernen, dich nicht um Dinge zu kümmern, die nicht deine Angelegenheit sind!“

Er nimmt mich gleich mit zum Arzt. Willy Klangwarth stellt mich dem Lagerarzt, Dr. Ludwig Ehrsam, vor. Dessen scharfe Nase und das markante Kinn fallen mir auf, zusammengewachsene Augenbrauen beherrschen sein Gesicht. Mit schnellen, nervösen Bewegungen ist er dabei, Papiere durchzusehen. Mich beachtet er nicht. Nach einiger Zeit fragt er: „Na, was ist?“ Auf einen Wink von Willy Klangwarth rassele ich Namen, Nummer usw. herunter. Ehrsam: „Was für Hochverrat?“ – „Weiterführung der KPD.“ Er blättert weiter in seinen Papieren. Ich warte auf seine Aufforderung: „Machen Sie sich frei!“ Statt dessen kommt: „Is noch was?“ Willy Klangwarth schiebt mich an die Tür, wobei er mir bedeutet, meinen eingelernten Vers aufzusagen: „Schutzhäftling Naujoks, Nummer 384, bittet, abtreten zu dürfen!“ Die Prozedur ist abgeschlossen. In meinen Akten ist jetzt ein ärztlicher Vermerk, daß mein Gesundheitszustand der Schutzhaft nicht entgegensteht.

Mir wird gesagt, daß ich als „Zugang“ dem Waldkommando zugeteilt sei, und so rücke ich am Nachmittag mit 25 bis 30 Häftlingen zur Arbeit aus. Wir wollen ein Stück abgeholzten Waldgeländes einebnen. Stubben müssen herausgeholt und große Erdmassen bewegt werden. Hier soll später eine Großgarage für die SS entstehen. Die Arbeit ist schwer und ungewohnt, vor allem für uns, die wir aus dem Zuchthaus kommen und jahrelang kaum körperliche Arbeit mehr gemacht haben. Ein Verschnaufen gibt es nicht, denn SS-Leute gehen ständig von den Verwaltungsbaracken der Kommandantur zum Häftlingslager und zurück, und unser Arbeitsplatz liegt direkt an diesem Weg. Ein Häftlingsvorarbeiter wacht über uns; sein schrilles „Bewegung! Bewegung!“ treibt uns unentwegt an.

Langsam nähert sich ein SS-Mann unserem Kommando. Die Hände auf dem Rücken sagt er: „Jetzt will ich euch mal zeigen, was Arbeit ist!“ Dann lauter: „Schaufeln nach Zählen! Eins-zwei! Eins-zwei!“ Ehe alle begriffen haben, was hier vorgeht, wütet er unter uns, Fußtritte und Faustschläge austeilend. Dann das Kommando: „Auf – hinlegen. Auf – hinlegen!“ Wir sind alle fix und fertig, als sein Kommando „Achtung!“ uns einen Augenblick stillstehen läßt. „Ich wiederhole: Schaufeln nach Zählen!“ sagt er betont leise und dann: „Eins-zwei! Eins-zwei!“ Erst langsam und dann schneller werdend, gibt er die Kommandos. Jeder von uns schaufelt drauflos, wo er gerade steht. Völlig sinnlos wird die bisherige Arbeit wieder zerstört. Das ganze Gelände verwandelt sich in eine Kraterlandschaft. Die Löcher, in denen wir stehen, werden immer tiefer, die Sandhaufen um uns immer höher. Der Sand fliegt uns bei dem wilden Tempo ins Gesicht und rieselt den Körper hinunter. Nase, Mund und Ohren sind voll Sand. Wir sind nur noch Roboter, die mechanisch auf das Zählen reagieren. Plötzlich ist es ruhig. Die anderen Arbeitskommandos ziehen zum Abendappell an uns vorbei. Der folternde SS-Mann ist verschwunden. Wir machen uns fertig zum Einrücken. Ein Kamerad liegt auf der Erde. Blut ist ihm aus dem Mund geflossen. Er klagt über starke Schmerzen in der Brust. Der Vorarbeiter untersucht ihn flüchtig und meint, eine Rippe ist gebrochen. „Hoffentlich ist die Lunge nicht verletzt.“ Zwei Kameraden nehmen ihn unter die Arme und schleppen ihn ins Lager. Am nächsten Tag erfahren wir, daß die Fußtritte des SS-Mannes ihm mehrere Rippen gebrochen haben. Ein anderer Kamerad sucht seine Brille. Er klagt, daß er ohne sie kaum sehen könne. Er wird auf den nächsten

Nachruf für einen Lebenden

Tag vertröstet. Das war mein erster Arbeitstag. Wir haben einen halben Tag gearbeitet, und alles, was wir schafften, mußten wir wieder zerstören, weil ein SS-Mann es so wollte. Kann uns morgen dasselbe passieren? „Selbstverständlich!" sagen die Kameraden, die schon länger da sind.

Völlig ausgepumpt kommen wir in der Baracke an. Wir haben nur den einen Wunsch: Kleider vom Leib und hinlegen. Frische Wäsche gibt es nicht. So gut es geht, schütteln wir den Sand aus den Kleidern. Der eine Ofen, der auf jedem der beiden Barackenflügel steht, reicht bei weitem nicht aus, unsere Sachen zu trocknen. So müssen wir am nächsten Morgen wieder mit der noch feuchten Kleidung zur Arbeit.

Schläge und Fußtritte

Am nächsten Tag: Ein sechs Mann starker SS-Sondertrupp begleitet unser Kommando zur Arbeitsstelle. Schon an der Art, wie der Befehl „An die Arbeit! Marsch, marsch!" gegeben wird, ist uns allen klar, daß es hart zugehen wird. Ein unvorstellbares Arbeitstempo wird durch ständige Befehle, begleitet von Schlägen und Fußtritten, erzwungen, so daß schon bis zum Frühstück mehrere Häftlinge zusammgebrochen sind. Die Unfälle beim Lore schieben, beim Baumstämme tragen und Stubben roden reißen nicht ab. An allen Stellen des Arbeitsplatzes ist durch diesen brutalen Schlägertrupp die Gesundheit der Kameraden in Gefahr. Wir „Zugänge" sind noch so mit uns selbst beschäftigt, daß wir gar nicht merken, wie die Bauarbeiten im Häftlingslager Tag für Tag fortschreiten. Auch im SS-Bereich, der sich unmittelbar an das Lager anschließt, entwickelt sich eine rege Bautätigkeit. Damit wächst auch unsere Chance, in einem Baukommando unterzukommen. Die Handwerker unter uns sind schnell untergebracht. Maurer, Fliesenleger und Tischler ganz vornean. Wer nur ein wenig Ahnung von diesen Arbeiten hat, gibt einen entsprechenden Beruf als gelernt an.

Wir Neuen kriegten selbst bald mit, daß die Häftlingsfunktionäre einen gewissen Einfluß auf den Lageralltag hatten. Die Blockältesten waren die maßgeblichen Häftlingsfunktionäre in den Blocks, die Vorarbeiter waren es in den verschiedenen Arbeitskommandos, und für das gesamte Lager waren es die drei Lagerältesten. Alle wurden von der SS-Lagerführung eingesetzt, konnten aber auch von der Häftlingsschreibstube vorgeschlagen werden. Die Schreibstube, Arbeitsplatz der Lagerältesten, des Lagerschreibers, des Häftlingsarbeitsdienstes, war in ihrer Zusammensetzung gemischt. Sie bestand aus „Grünen" und „Roten". Erster Lagerältester war der Grüne Xaver Eschert, der schon in Esterwegen gewesen war. Zweiter Lagerältester war der Grüne Hubert Richter, ein primitiver, gewalttätiger Mann. Von den „Roten", also Politischen, gehörten Jakob Helf als 3. Lagerältester sowie Georg Neumann und Fritz Sbosny zur Schreibstube. Es gab zwar Differenzen und Reibungen untereinander, aber beide Seiten waren bestrebt, einen Bruch zu vermeiden.

Die Stärke der Politischen lag zunächst darin, daß sie überwiegend aus der Arbeiterschaft kamen und große berufliche Erfahrungen hatten. Die meisten Handwerkskommandos waren mit Politischen als Vorarbeitern besetzt, die diese Funktion ihren Fachkenntnissen verdankten. Da die SS in dieser Periode dem Aufbau des Lagers gezwungenermaßen den Vorrang geben mußte, blieben sie verhältnismäßig ungeschoren. Vor allem aber gehörten die Politischen bis auf wenige Ausnahmen der organisierten Arbeiterbewegung an. Sie waren Kommunisten, Sozialisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter und in ihrer Mehrzahl bereits seit drei Jahren in faschistischer Haft.

Häftlinge bei Erdarbeiten für Häuser ihrer Peiniger.

Ein Kesselschmied legt Fußböden

Anfang 1937 hatte ich mich in den Block 12 verlegen lassen. Blockältester ist hier Willi Warnke aus Hamburg. Ich bekomme mein Bett neben Willi Konsorski, ebenfalls ein Kampfgefährte aus der Heimat. Das bedeutet sehr viel: Ich bin unter Freunden; wir können ein ofenes Wort untereinander reden, wie wir es gewohnt waren. Im Block sind viele alte Kumpel aus Esterwegen, die mir mit Rat und Tat zur Seite stehen. Ich empfinde Leben und Atmosphäre im Block als anders. Es läuft alles wie von allein, jeder fühlt sich verantwortlich, Streit wird schnell geschlichtet, Differenzen werden kameradschaftlich geklärt. Oder sollte nur mein eigener Eindruck so gewesen sein?

Der Winter 1936/37 geht langsam dem Ende zu. Da bietet mir mein Hamburger Kumpel Hans Christoffers einen Platz als Bautischler in seinem Kommando an, in dem er Vorarbeiter ist. Das Kommando ist beim Bau der SS-Führer-Häuser beschäftigt. So heißen die Häuser, in denen die SS-Führer mit ihren Familien wohnen werden. Ich soll beim Fußbodenlegen beschäftigt werden und war dem SS-Kommandoführer als ein besonders tüchtiger Fußbodenleger empfohlen worden. Ich bin Kesselschmied und hatte nicht die geringste Ahnung, wie das vor sich gehen sollte. Hans Christoffers und sein unzertrennlicher Freund Hein Brettschneider versuchen nun, an einem Abend aus mir einen Fußbodenleger zu machen. In einer noch im Bau befindlichen Baracke lerne ich einige Handgriffe. Den beiden genügt das. Ich habe allerdings den Eindruck, daß sie von meinem Können nicht sehr überzeugt sind, aber schnell wieder in ihre Baracke zurück wollen.

Hein Brettschneider wird mir in den nächsten Tagen als Helfer beigegeben. Und dann geht es los. Hans und Hein hatten einen schon gelegten Fußboden wieder herausgenommen und die Bretter sorgfältig gestapelt. Hein sorgt dafür, daß die Bretter in der richtigen Reihenfolge abgenommen werden, so daß alles reibungslos vonstatten geht. Hans Christoffers und der SS-Kommandoführer sehen zu, bis wir unsere Arbeit beendet haben. Der SS-Mann nickt, und ich habe meine Prüfung bestanden. Dann erst sagen mir Hans und Hein, daß er sich anfangs gesträubt habe, noch einen Häftling in sein Arbeitskommando aufzunehmen. So mußte ich als ein besonders guter Fachmann auftreten, der für das Vorankommen der Arbeit wichtig schien.

Eines Tages, ich bin noch nicht lange in dem Kommando, habe ich allein in einem Haus mit dem Annageln der Scheuerleiste zu tun. Als ich mir aus einem anderen Raum Werkzeug holen will, treffe ich unerwartet auf einen SS-Mann, der sich mit Werkzeug aus unserer Kiste davonmachen will. Bevor ich mich verdrücken kann, hat er mich gesehen. „Habe ich dich endlich beim Rauchen erwischt?!" brüllt er mich an. Das Rauchen in der Arbeitszeit war strengstens verboten, was mich aber nicht berührte, da ich absoluter Nichtraucher war. Das sage ich ihm und daß der Kommandoführer vor kurzem im Haus gewesen sei und geraucht habe. In seiner Wut, von einem Häftling beim Diebstahl ertappt zu sein, schlägt er auf mich ein. Dann befiehlt er mir, mich am anderen Morgen bei ihm zur Strafarbeit zu melden. Als er schimpfend die Treppe heruntergeht, dreht er sich unerwartet um und gibt mir noch einen Kinnhaken, so daß ich die Stufen herunterfalle und bewußtlos liegenbleibe.

Die Attacke geschah kurz vor Arbeitsschluß, und ich bin noch nicht wieder bei Besinnung, als ich von Kameraden gefunden und ins Lager geschleppt werde. Von diesem Vorfall mag das Gerücht herrühren, daß ich von der SS erschlagen worden sei. So fand ich später in der „Prawda" und anderen ausländischen Zeitungen Meldungen, in denen mein Tod im KZ Sachsenhausen mitgeteilt wurde.

Der Zusammenprall mit dem wütenden SS-Mann wird von unserem Vorarbeiter Hans Christoffers beigebogen, so daß die Sache noch glimpflich für mich ausgeht. Ich erhalte keine Strafe und bleibe noch einige Zeit in diesem Baukommando.

Auszugsweiser Vorabdruck mit freundlicher Genehmigung des Dietz Verlages Berlin

Im nächsten Heft:

Sonderaktion Krakau

Foto: Archiv

Hitler und Krupp: Rüstung auf vollen Touren.

Geld stinkt doch

9

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Hitler nahm Geld, woher es immer kam. Von russischen Emigranten und der Herzogin von Sachsen-Anhalt, von der Firma Bechstein, die Klaviere, und von Borsig, der Lokomotiven baute, von der Deutschen Bank und dem Bankhaus Stein zu Köln am Rhein, von Krupp und von Deterding, dem Generaldirektor der Royal Dutch Shell Company, von der Allianz-Versicherung und der Hamburg-Amerika-Linie, von Fritz Thyssen, dem Aufsichtsratsvorsitzenden der Vereinigten Stahlwerke, und von Emil Kirdorf, dem Chef des Ruhrkohlensyndikats. Alles für eine Partei, in deren Firmenschild das S für sozialistisch und das A für Arbeiter stand. Pecunia non olet: Geld stinkt nicht, behaupteten die alten Römer. Da irrten sie. Manchmal stinkt es zum Himmel. „Sie und die anderen Industriellen", hat Hitler 1928 zu Kirdorf gesagt, „können den Kurs der Partei insoweit diktieren, als er Sie und Ihr Eigentum betrifft."

So nobler Umgang kam auch Hitlers Privatkonto zugute. Schon 1925 erwarb er jenes komfortable Anwesen auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, das er später zu seiner zweiten Residenz machte. 1929 mietete er in der teuersten Wohngegend Münchens eine 9-Zimmer-Wohnung und verkehrte fortan in den feinsten Kreisen. Thyssen führte ihn sogar in den exklusiven Düsseldorfer Industrieklub ein, wo der kommende Kanzler eine Rede hielt.

Ob die Reichswehr, sagte Hitler, 100 000 Mann zähle, wie in Versailles festgeschrieben, oder 300 000, sei „gänzlich belanglos" – Deutschland brauche 8 Millionen Soldaten.

„Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler, wer H

„Der Satz, wonach der Kampf gegen den F sich auch umkehren: Kampf gegen den Kr

„Wir wollen uns endlich einmal … an den F es … um Kohle, Eisen, Öl …"

„Neuordnung" Europas: „Herrenmensch" und „Untermensch".

Hitler wählt, wählt den Krieg!"

Die KPD zur Wahl des Reichspräsidenten, März 1932

Faschismus Kampf gegen den Krieg ist, läßt
rieg ist Kampf gegen den Faschismus."

Rudolf Breitscheid, ehemaliger Vorsitzender der Reichstagsfraktion der SPD, Dezember 1935

Fettnapf der Welt setzen ... Diesmal geht

Goebbels in einer Rede, Oktober 1942

Und wozu? Um „neuen Lebensraum" zu erobern. Rauschender Beifall. Unter den dreihundert Zuhörern bekannte Gesichter: Krupp, Thyssen, Flick, Borsig, Haniel, Duisberg, Strauß. Vereinigte Stahlwerke, Rheinisch-westfälisches Kohlensyndikat, Mannesmann, IG Farben, Deutsche Bank. Das war am 27. Januar 1932, ein Jahr und drei Tage vor der Machtergreifung. Die Herren wußten also rechtzeitig Bescheid.

Drei Tage nach der Machtergreifung stellte Hitler, das Protokoll ist erhalten, vor den Befehlshabern von Heer und Marine die Frage, was denn nun mit der politischen Macht anzufangen sei, und er antwortete: „Eroberung neuen Lebensraums im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung." Die Generäle waren also im Bilde.

Auch die Sozialdemokratie hätte wissen müssen, was kam. Ihr Parteivorstand aber vertraute darauf, daß der hergelaufene Ignorant über kurz oder lang abwirtschaften werde.

Daß den Krieg wählt, wer Hitler wählt, haben die deutschen Kommunisten lange vor 1933 gewußt, und sie haben es laut gesagt, sie allein.

Jürgen Jessel

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Sturz ins Dritte Reich. Historische Miniaturen und Porträts 1933–1945. Urania Verlag, Leipzig–Gera–Berlin 1983.

Fotos: Archiv

Bemerkungen und ein Einwand zu einem Gegenwartsfilm aus der ČSSR, den sein Regisseur Miloš Zábranský (Foto rechts) kürzlich in Berlin vorstellte.

Regisseur Miloš Zábranský, Jahrgang 1952, gilt in der ČSSR als Aufsteiger. Der Spielfilm, den ich jetzt sah, ist sein dritter. Vor dem Studium an der Prager Filmfakultät FAMU hat er in einer Maschinenfabrik den Beruf des Schlossers erlernt. Die drei Helden seiner Geschichte sind Arbeiter. Von ihnen wird metaphorisch abstrakt erzählt, mit Elementen des Symbolismus. Wo „das Haus für zwei“ steht, ist nicht genau zu erkennen, am Stadtrand von Prag vielleicht, oder auch in einer beliebigen Gegend, in der Altes und Neues Mühe haben, miteinander zu einem menschenfreundlichen Organismus zu verwachsen. Zábranský spitzt zu, zeigt den Alltag in einer großen Druckerei, wo so manche Schlamperei durchgeht. Da schläft einer betrunken am Arbeitsplatz, ein anderer telefoniert stundenlang privat, ein Liebespärchen wälzt sich im Papierkeller. Die hübsche Magda (Ivana Velichová) bewegt sich als Abnehmerin an der Maschine in ironisierender Weise wie ein Roboter, wird also, wer ernsthaft ackert, selbst zur Maschine?

Zábranský ging es, wie er sagt, um einen philosophischen Film, er will seiner Umwelt moralisch den Spiegel vorhalten. Fast im Stil eines Märchens Gut und Böse polarisierend, stellt er zwei Brüder gegenüber. Den pflichtbewußten aber kontaktarmen Boža (Jiří Schmitzer) und den schwarzlockigen Hallodri Dan, den mit artistischer Bewegungslust Ondřej Vetchý spielt. Er mimt mit dunkler Sonnenbrille den Provinz-Roué, animiert seine Freundin in der Kneipe zum Striptease, macht Handstand auf dem Tisch, weil er gewettet hat, daß er mit dem Kopf nach unten Bier trinken und rauchen kann. Der ältere Bruder kommt dazu und beendet die Vorstellung. Wütend doch ohnmächtig folgt ihm der Jüngere, er muß sich dem Willen Božas beugen, den Stein, den er ihm an den Kopf werfen möchte, läßt er unter dessen beinahe hypnotischem Blick fallen. Doch Dan findet Gelegenheit, sich auch einmal als der Stärkere zu erweisen. Mit all seinem Charme und durchschaubaren Tricks umwirbt er Magda, den einzigen Menschen, der in Božas schönem ernsten Gesicht ein Lächeln hervorrufen kann. Er gewinnt. Während Boža biblische Geschichten liest und Bach hört, verführt der Bruder Magda in einer Absteige…

Immer, wenn ihn böse Ahnungen überkommen, sieht Boža in seiner Phantasie ein schwarzes Pferd durch die Betonlandschaft der Stadt galoppieren… Mit seinen „übersinnlichen“ Kräften kann er durch Handauflegen die Kreuzschmerzen der Mutter (Jiřína Třebická) „wegzaubern“. Dan aber be-

Ein Haus für zwei

zaubert die Maminka mit Geburtstagsgeschenken von ergaunertem Geld, Sekt und Blumen beeindrukken sie mehr als der Plan ihres Großen, das baufällige Haus umzubauen. Der Genuß des Augenblicks wirkt stärker als die Zukunftsmusik von „einem Haus für zwei". Metaphern, die den Zuschauer zur Selbstprüfung herausfordern.

Befragt, warum er kaum ein gutes Haar an diesem Dan lasse, antwortet der Regisseur, daß viele Jugendliche sich ähnlich verhielten, ihnen solle bewußt werden, welche menschlichen Werte sie dabei verlieren. Daheim sei diese Botschaft gut aufgenommen worden, der Film laufe vor vollen Häusern. Beim XXI. Filmfestival der jungen Autoren 1988 in Trutnov wurde er preisgekrönt und im gleichen Jahr von der ČSSR für den Wettbewerb um den Europäischen Filmpreis in Berlin (West) nominiert. In diesem Gespräch im Kultur- und Informationszentrum der ČSSR fügt er hinzu, daß es sich hier um ein allgemein-menschliches, unpolitisches Anliegen handle. Das reizt mich zum Einwand. Kann eine Geschichte, in der es um menschliche Haltung und Moral geht, unpolitisch sein? Und warum sollte sie? Es ist keine Stärke, sondern eher eine Schwäche des sonst so gut gemachten und bewegend erzählten Films, daß er aus dem konkreten sozialen Umfeld herausgelöst erscheint. Erfolgreiche Schöpfungen Hollywoods, Cinecittàs wie andere Vorbilder, an denen sich ehrgeizige Regisseure orientieren, verzichten durchaus nicht auf die konkrete Charakteristik gesellschaftlicher Verhältnisse. Dennoch oder gerade deshalb ermöglichen sie massenhaft Identifikation. Philosophie ohne Welt-Anschauung ergibt ein verwaschenes Bild.

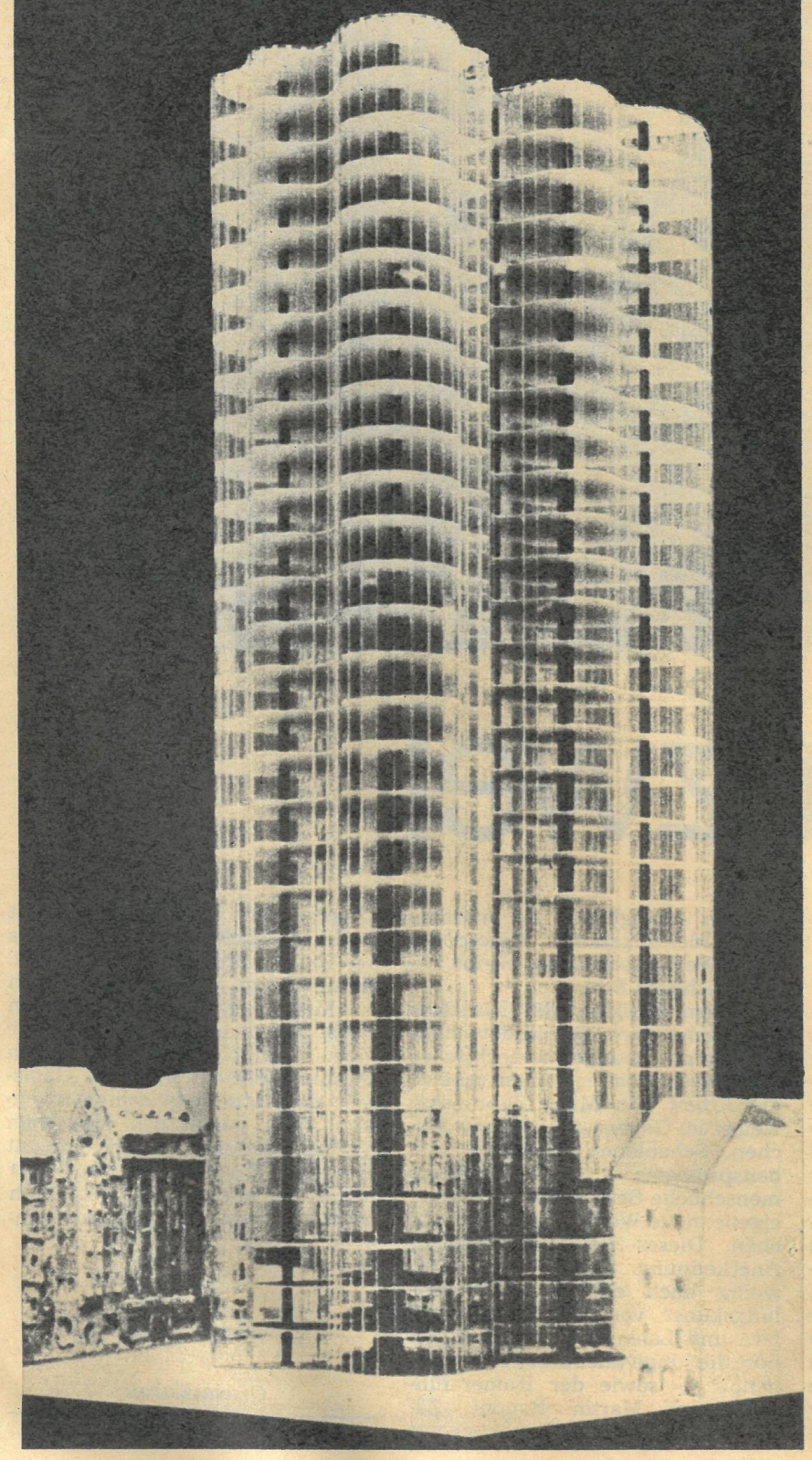
In einem Resümee des Direktors des Filmstudios Barrandov über das Wirken heutiger tschechischer Filmemacher las ich, man schätze die Arbeit von Miloš Zábranský, weil er im Gegensatz zu bisher üblichen Schablonen versuche, Arbeitsprobleme und zwischenmenschliche Beziehungen auf seine eigene, neue Weise sichtbar zu machen. Dieses Bemühen verdient Anerkennung. Der Film ist kurzweilig auch dank der Darstellungskunst von Berufsschauspielern und Laien – zu letzteren gehört die junge talentierte Ivana Velichová – sowie der Kameraführung von Martin Benoni. Zábranský entläßt die Zuschauer mit Fragen, wenn Dan am Ende mit dem Schuldgefühl allein bleibt, das der Tod des Bruders in ihm auslöst. Er sieht Boža in Gedanken durch die Menge gehen, sieht auch sich selbst, wie er einmal war – hat er nichts, wofür es sich zu leben lohnte? Vielleicht gibt der Regisseur die Antwort in seinem nächsten Film. Suche des Menschen nach sich selbst – Zábranský nennt dies sein Thema, und wiederum will er es allegorisch-parodistisch verfremdet auf die Leinwand bringen.

Gisela Karau

Fotos: Filmstudio Barrandov, Detlev Steinberg

Er gab der modernen Architektur Maß und bis heute wirkende Impulse: Ludwig Mies van der Rohe. Von 1930 bis 1933 leitete er das Bauhaus, das 1989 den 70. Jahrestag seiner Gründung begeht.

Die Vision vom fließenden Raum



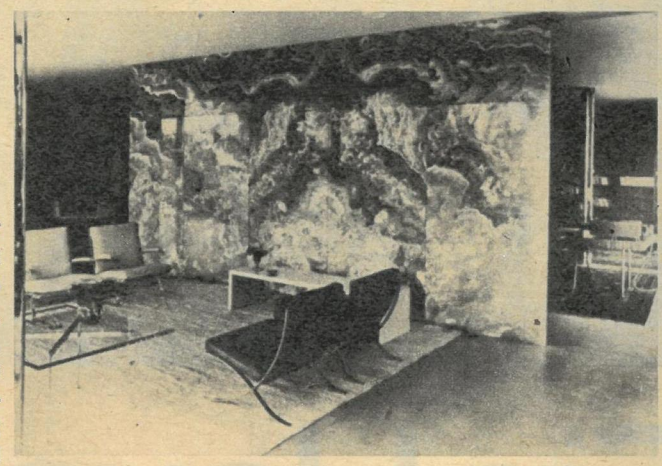
Andere Künstler der Moderne hinterließen außer ihren Werken Programme. Der Architekt Mies van der Rohe (1886–1969) hielt sich an bauliche Fakten. Verbales betreffend, neigte er zu knappen Sentenzen. Sein „Weniger ist mehr" wird oft zitiert; daß nur Einfaches klar und Klares gewiß sei; daß Architekturformen aus dem Leben heraus entwickelt werden müßten. Form war ihm nicht Ziel, sondern Resultat des Lebens.

Vor mir in Fotodokumenten Bauwerke und einige geniale Entwürfe des Meisters: großzügige, lichte Wohnbauten, Häuserriesen aus Glas, Stahl und Licht, die Modelle zweier Hochhäuser (1921/22), eines davon für die Berliner Friedrichstraße. Auch dem Laien wird deutlich, wie es dem Architekten gelang, Skelett (Stahl, Beton) und Haut (Glas) perfekt getrennt zu verarbeiten. Gerade diese Häuser aber durften nur auf dem Papier leben. Die inflationskranke Weimarer Republik hatte dafür nicht die Mittel, und für die Faschisten war diese Architektur „entartet". Seine strengen Wolkenkratzer mit ihrer klaren Fassadengliederung sollte Mies erst nach seiner Emigration 1938 in die USA bauen können.

Ludwig Mies hatte sich nach seinen einschneidenden Erlebnissen als Soldat im ersten Weltkrieg den niederländischen Namen der Mutter van der Rohe zugelegt. Neben Gropius, Le Corbusier und Wright gehörte er zu den Protagonisten einer neuen Architektur. Seine Vision von fließenden, lichtdurchfluteten Räumen, in denen die Menschen sich frei fühlen sollten, ging über einen nüchternen Funktionalismus hinaus. Sein Credo der Großzügigkeit und Präzision trug er ins Bauhaus Dessau, das er von 1930 bis 1933 leitete. Der kommunistisch gesinnte Direktor Hannes Meyer war entlassen worden. Mies versuchte vergebens, das Bauhaus vor den Nazis zu retten, durch Umzug nach Berlin 1933, auch durch Zurücknahme des revolutionären Geistes dieser Einrichtung.

Revolutionär waren Mies van der Rohes Bauleistungen insofern, als sie sozialen Träumen wie auch Aktionen fortschrittlicher Kräfte entgegenkamen. Die Ereignisse von 1917 in Rußland, die deutsche Novemberrevolution brachten expressionistische, futuristische, kubistische Künstler zusammen. Gemeinsam mit Arp, Kandinsky, Feininger, Gropius, Hanns Eisler gründete Mies die „Novembergruppe" und übernahm deren Bereich Architektur. In Manifesten nannten sie Kunst und Architektur „Guß-

Der gläserne Wolkenkratzer (1922, links) blieb Projekt.



Interieur der Villa Tugendhat in Brno (1928/30, rechts oben), bis ins letzte durchdacht. Familie Tugendhat will hier mit drei Kindern glücklich gelebt haben, ohne die strenge Ordnung zu stören.

Das Ehrenmal für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (1926, rechts unten) in Berlin-Friedrichsfelde

Das Seagram Building aus Metall und braun getöntem Glas (1954/58, ganz rechts) in New York gilt als Klassiker.

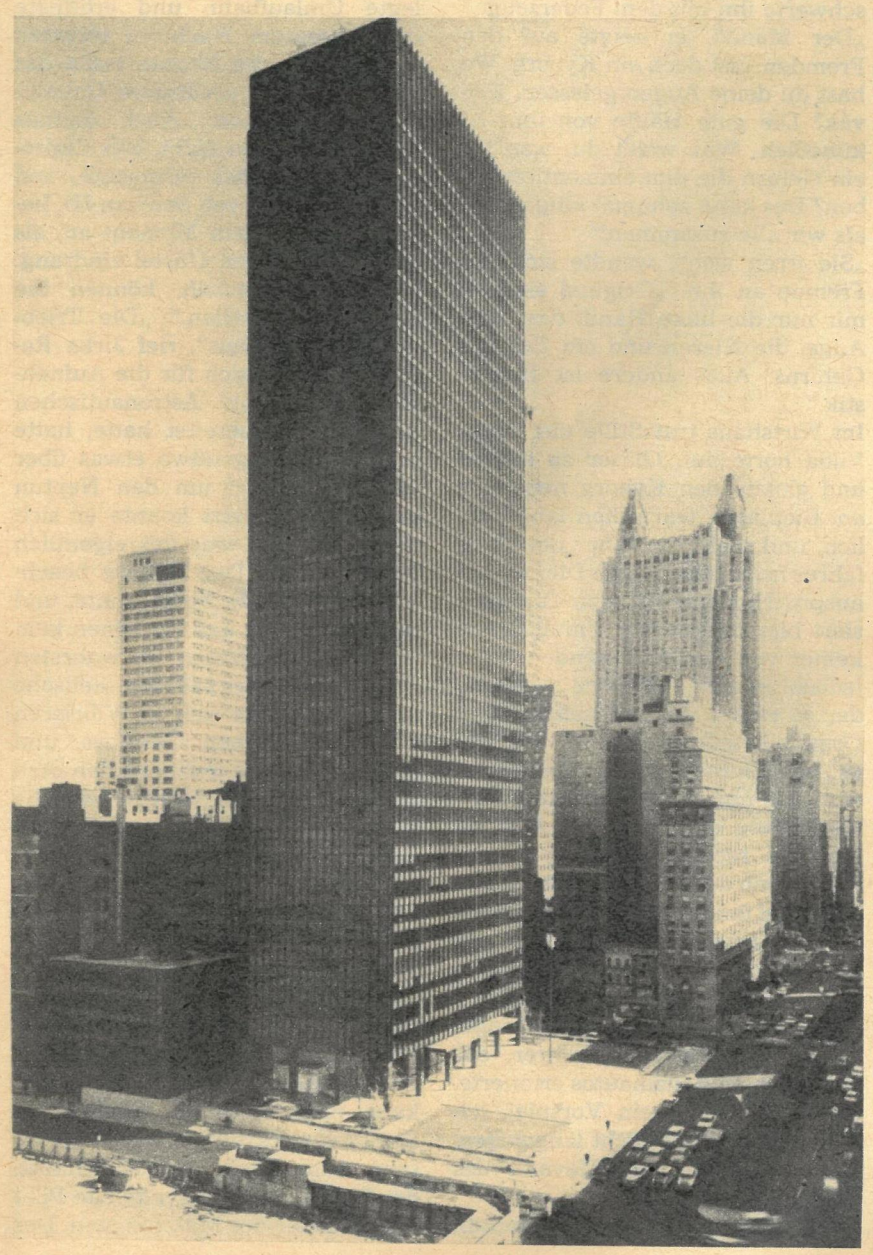
form des neuen Lebens“, drückten „Hoffnung auf eine neue Welt auf dem fruchtbaren Boden der Revolution“ aus. Die Novembergruppe nahm begeistert Anteil an den geistigen Höhenflügen der jungen sowjetischen Künstleravantgarde. Als für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht auf dem Friedhof der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde ein Denkmal entstehen sollte, übernahm Mies van der Rohe die Leitung. 1926 entstand sein Mahnmal aus roten Klinkern in wuchtiger kubistischer Form, in einem Block Einheit und Liebknechts „Trotz alledem“ manifestierend, verstärkt durch das Symbol des Sowjetsterns mit Hammer und Sichel. Die Nazis verwüsteten es 1933 in besinnungsloser Wut. Und bezeichnenderweise brachte gerade dieses Werk Mies van der Rohe im USA-Exil vor einen Untersuchungsausschuß der Gesinnungsschnüffler McCarthys, genauso wie Bertolt Brecht.

Der Baumeister allerdings konnte sich im Vergleich zum Dichter in den USA etablieren; bald sollte sein Büro lukrative Aufträge erhalten. Mies sprach von „architektonischer Wahrheit“, er wollte Architektur als totales Kunstwerk. Immer stärker tendierte er zu Raumlösungen, in denen tragende Elemente nach außen traten und Wände aus Glas die Illusion von Weite und Freiheit zuließen. Frappierend zu allen Zeiten Mies' Kompromißlosigkeit, mit der er auch als Formgestalter den Bewohnern seiner Häuser die von eigener Hand entworfenen Möbel, Vorhänge, Dekorationen „verordnete“, was ihm bisweilen Kalamitäten mit seinen durchaus zahlungskräftigen Kunden brachte.

Mit heutigem Blick auf Mies van der Rohe zeigt sich aber auch, daß inzwischen eine weltweite Flut von epigonenhaften bis dilettantischen Nachahmungen seines Schaffens zu Eintönigkeit und mangelnder Qualität der Architektur führten, begünstigt mitunter durch ökonomische Zwänge. Das humanistische Anliegen des großen Architekten indes, seine revolutionäre Skelett-Haut-Architektur, das geniale Zusammenfassen von Sanitär-Transport-Maschinenschächten in Blökken, die Möglichkeit der seriellen Fertigung bis zur Großmontage und nicht zuletzt das großzügige Angebot niveauvollen Wohnens und menschlichen Miteinanders war und ist praktischer und geistiger Ansatzpunkt auch unserer Architektur.

Ruth Walthersdorf

Fotos: Archiv Berliner Verlag, Repro



Der Fremde legte einen Tausender auf den Tisch und sagte: „Ich gebe euch ein Rätsel auf. Wer es errät, bekommt einen Riesen."
„Und wenn es keiner errät?" fragte Karel. In den fünfzehn Jahren Taxifahrerei hatte er die schöne, aber unpraktische Eigenschaft verloren, die man Vertrauen nennt.
„Dann steck ich das Geld in die Tasche und geh weg. Ich will keine Gegenwette."
„Ich setze fünf Hunderter, daß ich es errate", ließ sich Petr Kriváks vernehmen. Sie konnten ihn nicht leiden, weil er die Portiers und angeblich auch die Mädchen aus der Dispatcherzentrale schmierte, damit sie ihm Fuhren zuschanzten. Er konnte gut denken, und er war sich dessen bewußt. „Das darf aber nicht so ein blödes Rätsel sein wie: Ein Haus hat sechzehn Stockwerke, in jedem Stockwerk sind fünfundzwanzig Fenster, wieviel Goldzähne hat die Hausmeisterin."
„Ich setz dagegen, Kriváks", sagte der Blonde leise, ein stiller, ruhiger Junge, der niemals log, und wenn es nötig war, konnte er sich am besten von allen Taxifahrern prügeln.
„Ich hab immer gewußt, daß du von deiner Schlaumeierei noch mal verblödest."
Er legte seinen Geldschein neben Kriváks Fünfhunderter und beschwerte ihn mit dem Feuerzeug.
„Der Mann", er zeigte auf den Fremden, „ist doch ein Kyborg. Wo hast du deine Augen gelassen, Kriváks? Die gute Hälfte von ihm ist künstlich. Was weißt du, was für ein Gehirn die ihm einmontiert haben? Der kann zehnmal klüger sein als wir alle zusammen!"
„Sie irren sich", wandte sich der Fremde an ihn. „Original sind an mir nur die linke Hand, das linke Auge, die Nieren und ein Teil des Gehirns. Alles andere ist Bioplastik."
Im Wirtshaus trat Stille ein, sogar Vilda hörte auf, Gläser zu spülen und glotzte den Kyborg neugierig an. Bioplastik war schon lange üblich, und nicht nur einer der Taxifahrer hatte bereits ihre Dienste beansprucht, denn mit dem Taxi passiert hier und da ein Unfall. Noch keiner von den Anwesenden hatte jedoch je einen Kyborg gesehen, der so wenig original menschliche Organe besaß, und mehr noch, der so vollkommen zusammengesetzt war, daß nur der Blonde ihn gleich als Kyborg erkannt hatte. Und da alle gut rechnen konnten – mit Ausnahme des Dummkopfes Samecek – fiel ihnen sozusagen gleichzeitig die Frage ein: Wer war das wohl, daß sich die Ärzte solche Mühe mit ihm gemacht hatten?
„Also dann schießen Sie los", sagte Papa, der älteste Taxifahrer, der sich noch an Benzinautos erinnerte. „Das Rätsel hat ein Vorspiel, ich hoffe, es wird Sie nicht langweilen. Haben Sie von der Havarie des Schwan III. gehört?"
„Das war doch das Plasmaschiff, das irgendwo beim Neptun zerschellt ist", stieß Jirka Rachejtle hervor, ein eifriger junger Mann, der nur langsam und ungern von der Hoffnung Abschied nahm, daß man ihn noch in die Astronautische Akademie aufnehmen würde.
„Richtig", bestätigte der Kyborg. „Das war ein Schiff von der Klasse Möwe, bestimmt zur Erforschung entfernter Gebiete des Sonnensystems. Damals war das die schnellste Klasse der ganzen Flottille, und wer auf einer Möwe diente, hielt sich für einen Elitekosmonauten, wenn Sie mich verstehen. Das Schiff hatte einen Kapitän und fünf Mann, zwei Piloten, einen Navigator, einen Maschinisten und einen Praktikanten. Das war eine besondere Funktion, diese Praktikantenstelle, besonders und undankbar. Ein frischgebackener Absolvent der Akademie, vorgesehen für die Funktion eines Kapitäns von Fernflügen, sollte auf dem Schiff lernen. Seine Befugnis war natürlich gleich Null, und die Besatzung konnte ihn nicht leiden, aber nie rührte jemand auch nur einen Finger gegen ihn, denn in ein paar Jahren, wenn aus dem Praktikanten ein Kapitän geworden war, konnte man unter seine Fuchtel geraten.
Schwan III. gelangte auf die festgelegte Umlaufbahn und eröffnete das Programm. Nach der sechsten Umrundung des Neptun sollte das Schiff auf eine niedrigere Umlaufbahn übergehen. Aber damals wußte man noch nicht, was Capronis Energiegürtel vermochte, und die Triebwerke von Schwan III. liefen genau in dem Moment an, als das Schiff in den Gürtel eindrang. Was dann geschah, können Sie sich alle vorstellen." „Die Triebwerke gingen aus", rief Jirka Rachejtle. Als er sich für die Aufnahmeprüfung zur Astronautischen Akademie vorbereitet hatte, hatte er bestimmt irgendwo etwas über Capronis Gürtel um den Neptun gelesen, aber jetzt konnte er sich nicht erinnern, was das eigentlich gewesen war. Der Kyborg beachtete ihn nicht. Er verstummte, und nun sahen alle, daß vor ihnen kein menschliches Wesen im wahrsten Sinne des Wortes saß. Die seelische Erregung zeigte sich im Vibrieren des bioplastischen Gewebes, und auf dem Gesicht traten an den Stellen rote Striche hervor, wo die künstliche Haut zusammengenäht war.
„Sie gingen nicht aus", sagte er. „Im Augenblick H + 5,75 Sekunden nach der Zündung des dritten Plasmatriebwerkes traten intensive Druckpulsationen mit einer Frequenz von 2300 Hertz auf. Sie dauerten nicht länger als drei Zehntel Sekunden, eine genaue Angabe kann niemand mehr machen. In der Triebwerksektion waren in diesem Augenblick der Maschinist, der Praktikant und der zweite Pilot als Vertreter des Maschinisten. Der Maschinist schrie auf, zeigte auf die Kontrollschalttafeln, und der zweite Pilot konnte noch sagen – ‚was ist das, verdammt' –. Der Praktikant sprang zum Deckel des Verbindungstunnels, öffnete ihn und riß mit bloßen Händen, ungeachtet des gewaltigen Risikos, die Zuführungskabel des steuernden Servosystems für den gesamten Block der Plasmatriebwerke heraus.
Er wollte etwas sagen, aber der Maschinist und der zweite Pilot stürzten sich auf ihn und zogen ihn am Kragen aus dem Tunnel. Er schrie, aber sie hörten nicht auf ihn. Sie gaben ihm ein paar Ohrfeigen und jagten ihn zur Kommandantensektion. Dort stießen sie ihn hinein, der zweite Pilot schlüpfte ihm nach, und der Maschinist lief zurück auf seinen Standort.
‚Was ist hier los?' fragte der Kapitän.
‚Dieser Trottel hat die Kabel des Servosystems abgerissen', meldete der zweite Pilot. ‚Der hat einen Knacks, ist total übergeschnappt.'
‚Ich mußte das tun!' rief der Praktikant.
‚Warum?' fragte der Kapitän, der zu ahnen begann, worum es hier ging.
‚Im dritten Triebwerk traten Pulsationen auf, wir wissen nicht, warum', stieß der Praktikant hervor. ‚Die Ursachen festzustellen war jedoch keine Zeit! Eine Punkterosion des Bodens wird eintreten, und wahrscheinlich platzt die Kühlung!'
‚Sie ist schon geplatzt', sagte der Kapitän und zeigte auf die roten Indikatoren der Kühlung. ‚Fahren Sie fort!'
‚Diese Temperaturen können die Injektoren nicht aushalten, und sie brennen durch', fuhr der Praktikant fort. ‚In ein paar Sekunden müßten weitere Pulsationen auftreten, jetzt schon zweiter und dritter Ordnung.'
Das ganze Schiff begann zu beben, und der Praktikant und der zweite Pilot mußten, kreidebleich vor Schreck, die Pauschen ergreifen.
‚Die Temperatur steigt', sagte der Praktikant, ‚denn die Injektoren arbeiten unkontrollierbar weiter. Die Wand des Triebwerks brennt durch, und ein Energieleck entsteht. Ich nehme an, das wird in der Zeit H + 10 bis 12 sein.'
‚Das bedeutet', sagte der Navigator, der in seinem Sessel zusammengesunken war, ‚es passiert in ungefähr zwanzig Sekunden.'
‚Darauf werden die Plasmaregulatoren reagieren. Die Servolenkung versucht den Druck auszugleichen, und sobald in den übrigen Triebwerken der Arbeitsdruck den Wert von 600 MPa übersteigt, ist das Kühlsystem überlastet, auch die Injektoren schmelzen, und...'
‚...und das ist das Ende', unterbrach ihn der Kapitän. ‚Deshalb haben Sie rechtzeitig die Servolenkung ausgeschaltet. Mann, Sie haben das Schiff gerettet, weil Sie die Katastrophenkette in ihrem Knotenpunkt unterbrochen haben, bevor das Verhängnis bei ihm angelangt war!'
Als er das ausrief, sah er den zweiten Piloten an. Zu ihm sagte er: ‚Kehren Sie an Ihren Platz zurück, später...' Der Maschinist unterbrach ihn. Er kam in die Kommandantensektion gestürmt und verkündete triumphierend: ‚Kapitän, ich hab die Kabel des Servosystems wieder angeschlossen, die dieser Dummkopf...'
‚Idiot!' heulte der Kapitän, schnellte von seinem Sitz hoch, aber in diesem Augenblick begann sich das Schiff heftig um seine eigene Achse zu drehen, ein dröhnendes Getöse ertönte, alle Lichter verlöschten.
So ungefähr war die Situation an Bord des Schiffes Schwan III. im Augenblick der Katastrophe", beendete der Kyborg seine Erzählung. Er preßte seine Fingerspitzen an die Schläfen.
„Die Soße haben wir gehört", sagte Kriváks rauh. „Raus mit dem Rätsel. Was sollen wir raten?"
„Die Katastrophe überlebte nur ein einziger Mensch", sagte der Kyborg. „Das bin ich. Raten Sie, welche Funktion ich an Bord des Schwan III. hatte. War ich der Maschinist oder der Praktikant?"
„Woher sollen wir das wissen? Waren wir dabei?" fragte Samecek.
„Misch dich nicht ein, du Trottel", fuhr ihn der Blonde an. „Hören Sie, mein Herr, ist da nicht ein Haken dran? Vielleicht waren Sie der zweite Pilot oder der Navigator..."
„Mein Rätsel hat keinen Haken. Ich habe Ihnen die ganze Geschichte erzählt, damit Sie ungefähr wissen, was an Bord geschah. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich weder der Pilot, noch der Navigator, noch der Kapitän war. Sie kennen sich doch aus in Menschen, oder etwa nicht? Für wen würden Sie mich halten, für den Praktikanten oder den Maschinisten?"
„Das ist aber ein blödes Rätsel", sagte Jirka Rachejtle. „Dieser Maschinist muß ein schöner Trottel gewesen sein. Er hätte doch seine Arbeit genau kennen müssen. Der Praktikant hatte die Situation gerettet, aber dieser Maschinist setzte seiner Blödheit die Krone auf und verdarb alles wieder, als er die Servo reparierte. Wenn Sie der Maschinist wären, dann hätten Sie sich wohl irgendwo aufgehängt, oder Sie würden diese Schande wenigstens für sich behalten. Klar, Sie sind der Praktikant, wenn Sie uns nicht an der Nase rumführen."
„Zu meiner Zeit", meldete sich Papa zu Wort, „waren die grünen Jungs still und warteten, was die Erwachsenen sagen. Ich hab das so verstanden, mein Herr, daß niemand an Bord wußte, warum das Triebwerk die Mücke machte?"
„Richtig", bestätigte der Kyborg. „Es war der erste Fall, daß ein Plasmaschiff in dem Augenblick, da die

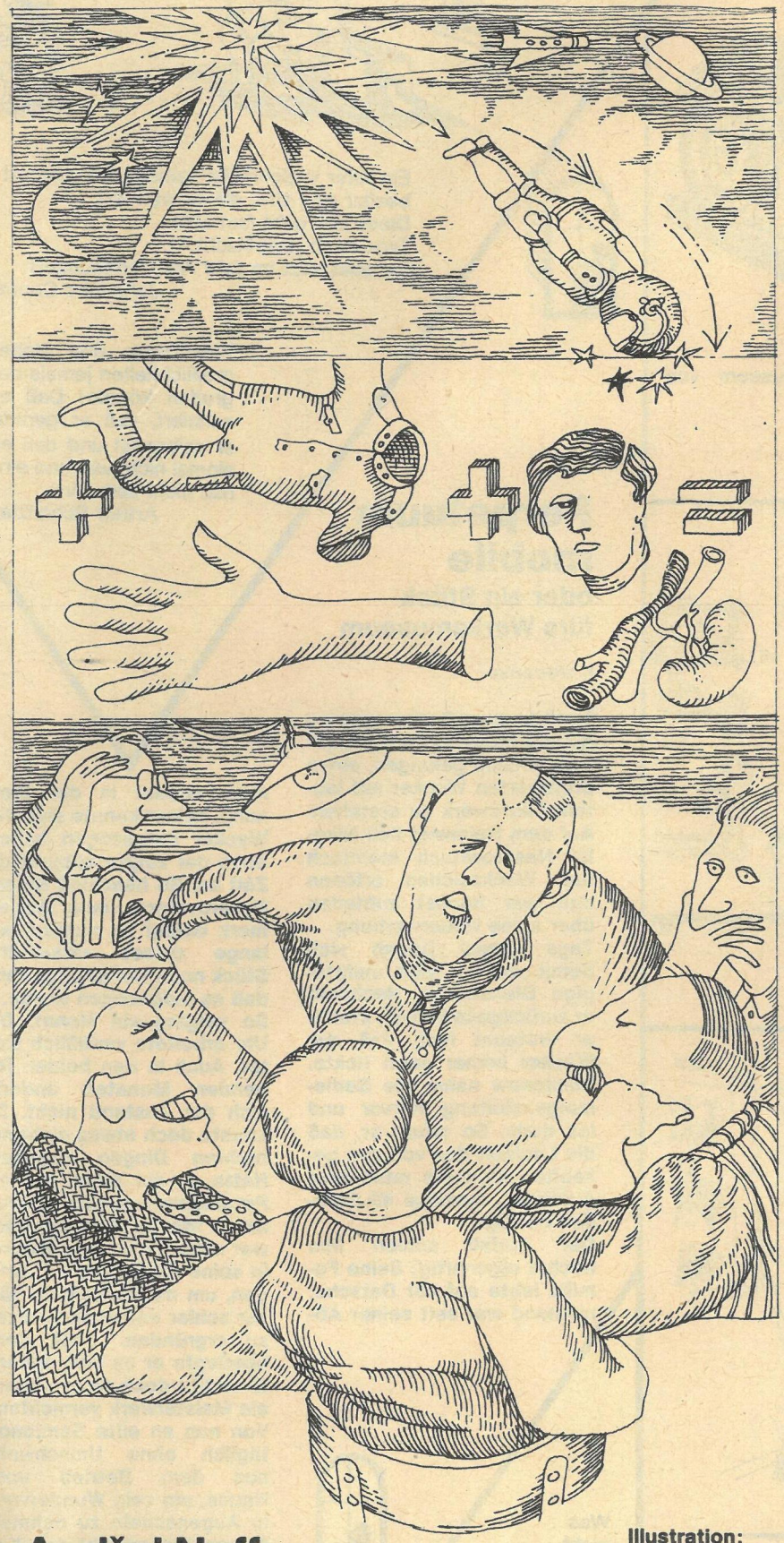


Illustration:
Heinz Klemrath

Andřej Neff

Das Rätsel

Unter dem vielsagenden Titel „Ei verkehrt“ erscheint in der Kompaß-Reihe des Verlages Neues Leben eine Auswahl phantastischer Geschichten des Tschechen Andřej Neff, der sicher nicht nur Science-fiction-Liebhabern Lesevergnügen bereitet. Mit sehr heutigem Hintersinn beschäftigt sich der Autor schon seit Jahren mit dieser Spezialität und verfaßte auch Essays über dieses Literaturgenre und eine Biographie „Die bemerkenswerte Welt des Jules Verne“. Andřej Neff arbeitet als Redakteur der Jugendzeitschrift Mlada Fronta und setzte seine Erfahrungen mit der Kamera in „Das Geheimbuch der Fotografie“ um. Der Band „Ei verkehrt“, aus dem wir die Erzählung „Das Rätsel“ vorstellen, wurde von Susanne Stengel und Barbara Zulkarnain ins Deutsche übersetzt.

Triebwerke anliefen, durch den Gürtel flog. Die Katastrophe von Schwan III. machte die Wissenschaftler auf eine Energieanomalie im Raum um den Neptun aufmerksam, und erst Professor Caproni erforschte und erklärte sie und fand eine Lösung, damit sich ein ähnlicher Vorfall nicht wiederholen konnte.“

„Dann ist es klar“, sagte der alte Taxifahrer lächelnd. „Wenn Sie der Praktikant wären, würden an Ihrem Mantel Orden klappern, und Sie würden Vorlesungen halten, und in diese Taxifahrerkneipe würden Sie nicht einmal Ihre Nase stecken.“ Er wandte sich an Jirka und wies auf den Kyborg.

„Sieh ihn dir gut an, Junge. Das ist ein Mensch, der sich was von der Seele reden muß. Deshalb geht er zu den Taxifahrern und gibt Rätsel auf. Sie haben eine Dummheit gemacht, mein Herr, als Sie die Servo wieder angeschlossen haben, aber nichts anderes konnte Ihnen in diesem Moment einfallen. Sie haben selbst gesagt, das war der erste Fall von so einer Havarie. Ist doch klar, dieser Praktikant kam frisch von der Schulbank, und in seinem Kopf hat hier und da was gefunkt, so was passiert im Leben. Keine Angst, wir werden Ihnen nicht die Zunge rausstrecken. Wir kaufen Ihnen lieber einen Schnaps, das hilft Ihnen. He, Vilda, bring dem Herrn hier einen doppelten Grünen!“

„Sie vergessen, daß ich ein Kyborg bin“, sagte der Fremde leise. Der Wirt Vilda trat unschlüssig von einem Bein auf das andere.

„Ich kann nicht trinken. Ich bin mehr als zur Hälfte ein Roboter, verstehen Sie?“

„Dann also keinen Grünen?“ fragte der Wirt.

„Nein.“

„Gut“, erwiderte der Wirt ein wenig gekränkt. „Darf ich etwas dazu sagen?“

„Natürlich.“

„Die Wirtshäuser sind voll von allen möglichen Existenzen. Jeder Mann vertraut sich an und schüttet sein Herz aus. Und jeder lügt. Ich wette, daß dieser Kerl, der da sitzt und Rätsel aufgibt, noch nicht einmal eine Rakete aus dem Schnellzug gesehen hat.“

„Warum glauben Sie das?“ fragte der Kyborg sanft.

„Weil in die Besatzung eines kosmischen Schiffes, und noch weniger in eine Elitebesatzung, wie Sie selbst gesagt haben, keine Memme aufgenommen wird, die dann mit Rätseln durch die Kneipen zieht. Meiner Meinung nach sind Sie weder der Praktikant noch der Maschinist dieses Schwans, Sie sind am ehesten ein Postbeamter und in Ihrem Kopf rumort es, weil Sie die Zeitschrift ‚Flugzeugwesen und Kosmonautik‘ abonniert haben und zu Hause Modelle von kosmischen Schiffen kleben.“

„Das mach ich“, gestand der Kyborg.

„Na bitte!“ triumphierte der Wirt Vilda, kehrte hinter den Tresen zurück und belohnte sich für diese logische Leistung selbst mit einem doppelten Grünen.

„Ja“, sagte der Blonde, „da haben wir was Vernünftiges gehört. Aber es knirscht drin.“

„Was sollte knirschen?“ fragte Vilda.

„Dieser Herr ist ein Kyborg, und zwar ein ganz feiner Kyborg. Sag mir, was auf seiner Post geschehen mußte, daß er ratzeputz um den ganzen Körper gekommen ist und von ihm nur noch ein Stück Gehirn, ein Auge und eine Hand geblieben sind. Hat er sich eins mit dem Stempel versetzt? Nur bei Flugzeug- und Kosmoskatastrophen verliert der Mensch alles, und er muß schon extra Superklasse sein, damit sich die Ärzte mit dem menschlichen Wrack solche Mühe geben wie mit ihm. Ich denke, das ist der Praktikant, denn nur ein junger Körper konnte so schreckliche Verluste überstehen. Wie alt war dieser Maschinist, mein Herr?“

„Achtundsechzig“, antwortete der Kyborg. „Der Praktikant feierte gerade seinen dreiundzwanzigsten Geburtstag.“

„Dann ist das klar“, schloß der Blonde seine Rede ab. „Sie waren der Praktikant, und ich muß gestehen, daß ich Achtung vor Ihnen habe, denn Sie sind ein As.“

„Quatsch“, sagte Krivák nach langem Schweigen und angestrengtem Nachdenken. „Auf so einen jungen Praktikanten hätten die Ärzte gepfiffen, das kennen wir doch. So eine Operation machen die nur, wenn einer Beziehungen hat. Überleg doch mal, eine Hand, ein Auge und ein Stück Gehirn! Der muß Protektion und Beziehungen gehabt haben, wie sie mit dreiundzwanzig keiner hat. Sie waren der Maschinist, mein Herr, die schreckliche Operation hat Sie verraten. Ich habe gewonnen, stimmt's? Der Tausender gehört mir und der Fünfhunderter vom Blonden auch.“ Der Kyborg schüttelte jedoch nachdenklich den Kopf.

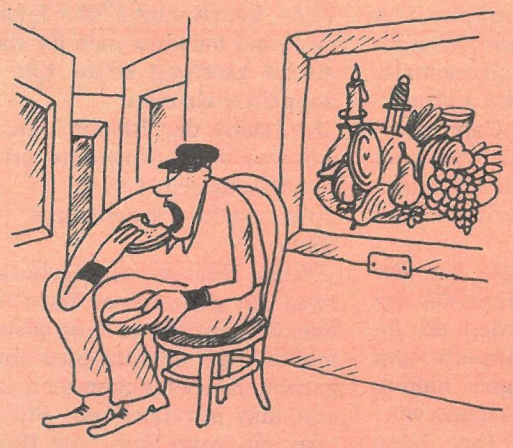
„Die Operation wurde im Krankenhaus auf dem Ganymed ausgeführt. Weder der Praktikant noch der Maschinist kannten einen von den Chirurgen. Das war ein Team aus Angola, das bis dahin in der dritten Poliklinik von Sidney gearbeitet hatte.“

„Kann ich Sie was fragen, und wird die Wette um den Tausender gelten, auch wenn Sie mir antworten?“ fragte Krivák vorsichtig, und als der Kyborg nickte, fuhr er fort: „Warum sollen wir gerade zwischen dem Praktikanten und dem Maschinisten raten?“

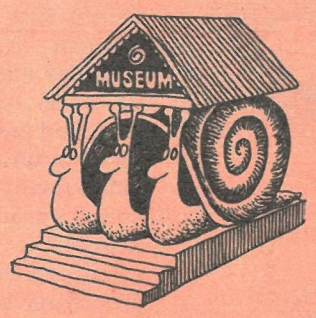
„Du Blödmann“, stieß der schöne, doch dumme Samecek hervor, „das wäre doch sonst kein Rätsel, so als ob jemand fragt, was das ist, wenn es schwarz ist und drei Beine hat.“

Fortsetzung auf Seite 41

HUMOR ★ Museumsverführung

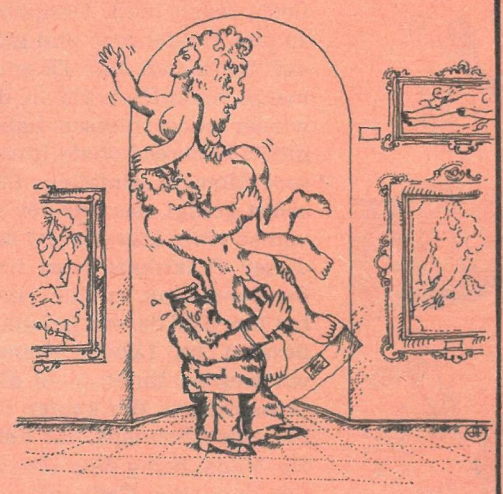


Schneider



Schneckenpostmuseum von Rosanzew

Schtscherbakow, Moskau

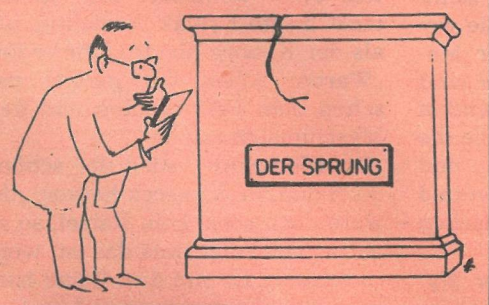


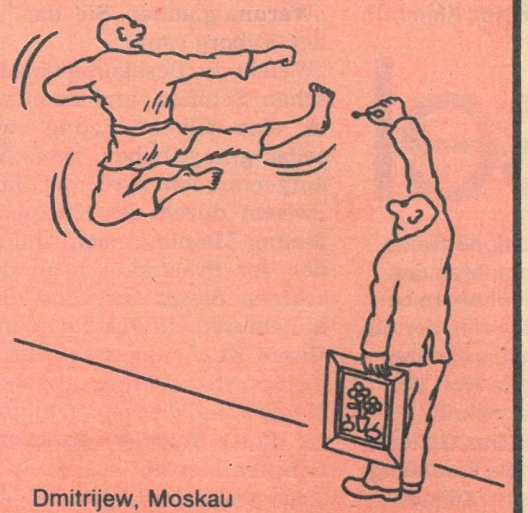
Nekrassow, Moskau

Schneider

Tischkow, Moskau

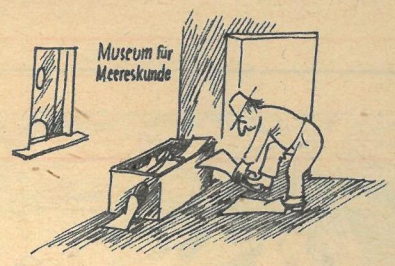
Fricke





Dmitrijew, Moskau

Die meisten Dummheiten in der Welt muß sich wahrscheinlich ein Gemälde in einem Museum anhören. Edmont Goncourt



Ein Alter in Schmölln namens Schpundert
besitzt eine Uhr, die verwundert.
Diese Uhr geht fast acht
Tage nach jede Nacht.
Sie tickt jetzt im Jahr Achtzehnhundert.
Johannes Conrad

Wer diese drei Unbegreiflichkeiten jemals begreifen könnte: Daß er existiert, daß er gerade er selber ist und daß er einmal nicht war und einmal nicht sein wird.
Arthur Schnitzler

Perpetuum mobile

oder ein Stück fürs Werksmuseum

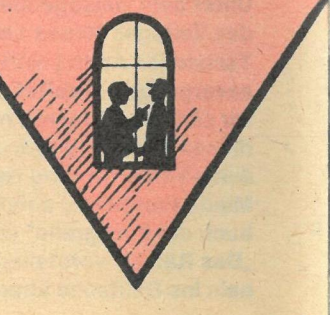
I. Nosenko

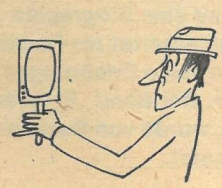
Nach langem Suchen war es Nikolai Nasarowitsch Semjonow endlich gelungen, einen preiswerten Wecker mit lautem Läutewerk zu erstehen. Auf dem Heimweg ließ Nikolai Nasarowitsch mehrfach das Weckzeichen ertönen und war höchst zufrieden über seine Neuerwerbung.
Tags darauf begab sich Semjonow auf eine mehrtägige Dienstreise. Nachdem er zurückgekehrt war, stellte er erstaunt fest, daß der Wecker immer noch tickte. Semjonow nahm die Bedienungsanleitung hervor und las darin. So erfuhr er, daß die Laufzeit des von ihm gekauften Weckers nach dem Aufziehen maximal 40 Stunden beträgt.
Der Vorfall schien ihm höchst eigenartig: Seine Familie lebte auf der Datsche, niemand war seit seiner Abreise wieder in der Wohnung, keiner konnte also den Wecker aufgezogen haben, doch der zeigte akkurat die Zeit an. So beschloß Nikolai Nasarowitsch, sein Augenmerk darauf zu richten, wie lange dieses rätselhafte Stück noch weiterging, ohne daß es aufgezogen wurde.
So verging ein Monat. Die Uhr arbeitete verläßlich weiter. Auch in den beiden folgenden Monaten änderte sich der Zustand nicht. Da konnte doch etwas nicht mit rechten Dingen zugehen! Hatte er am Ende gar ein Perpetuum mobile erworben? Nikolai Nasarowitsch war nahe daran, den Wecker in seine Einzelteile zu zerlegen, um das Geheimnis dieser schier endlosen Laufzeit zu ergründen. Doch dann überlegte er es sich anders. Er wollte doch nicht einfach ein Meisterwerk vernichten!
Von nun an eilte Semjonow täglich ohne Umschweife aus dem Betrieb nach Hause, um sein Wunderwerk in Augenschein zu nehmen. Es wurden sowohl das Kartenspiel als auch das Treffen am Billardtisch und der abendliche Besuch der Stammkneipe vernachlässigt. Alle Familienmitglieder mußten eine Vereinbarung unterschreiben, aus der hervorging, daß der Wecker

Was
nicht
reizt,
ist tot.
J. W. v. Goethe

Versteigerung

Nach dem Ungewöhnlichen haschen alle, weil es für den Geschmack wie für den Verstand anziehender ist.
Baltasar Gracian





Leben ist kein Stilleben. Oskar Kokoschka

Museum
ist Leben
unter Glas.
F. H.

An der Museumsinsel ankerten: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).

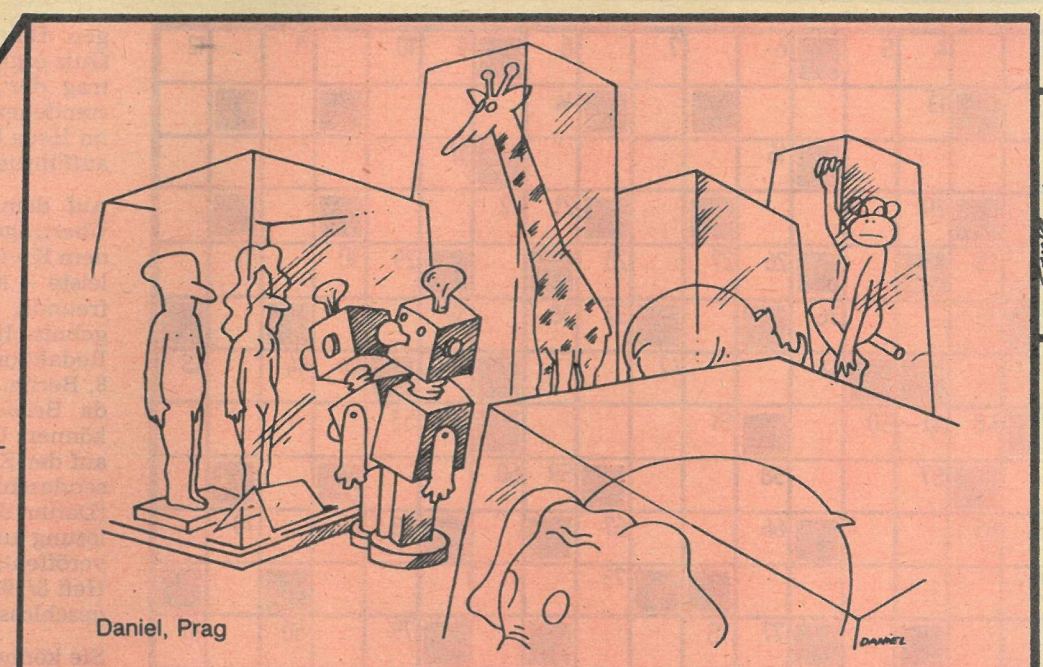
nicht ohne Erlaubnis ihres Familienoberhauptes aufzuziehen sei.
Am 220. Tag hielt Nikolai Nasarowitsch diese Anspannung nicht länger aus. Er schrieb an das Herstellerwerk, schilderte ausführlich den Vorfall und gab auch die Fabrikationsnummer des Weckers an.
Nach einem Monat erhielt er folgende Antwort:
„Sehr geehrter Herr Semjonow!
Die Werkleitung bittet Sie vielmals um Entschuldigung für den aufgetretenen Mangel. Die von Ihnen dargelegten Fakten wurden in der Vollversammlung unseres Werkkollektivs erörtert. Den Schuldigen an den von Ihnen beschriebenen Mißständen wird die Quartalsprämie gestrichen.
Wir danken Ihnen nochmals für Ihre Aufmerksamkeit, die zur rechten Zeit kam, um Ärgeres zu verhindern…"
Nikolai Nasarowitsch blickte seufzend auf seinen Wecker. Der war stehengeblieben.

Aus „Krokodil" übersetzt von D. Höhne.

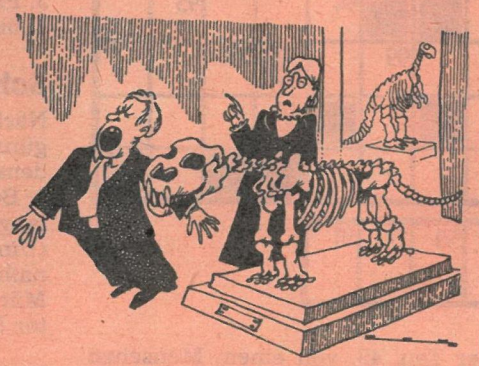
Am
guten
Alten
In Treuen
halten,
Am kräftigen
Neuen
Sich stärken
und freuen,
Wird niemand
gereuen.
Geibel

Stielblüte

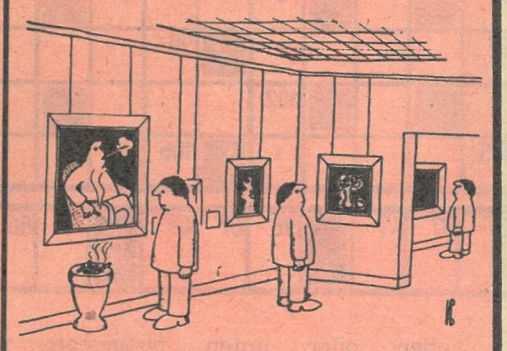
Alles Gegenwärtige ist mir nur der Stiel, an dem ich Vorzeit und Zukunft anfasse.
Clemens von Brentano



Daniel, Prag



Schtscherbakow



Worobjow, Moskau

Simmrow

Marmorbilder sind nackt, und die Nacktheit ist keusch.
Barbey d'Aurevilly

2 Wochenspruch

Narrheit altert nicht

Museumsbesucher

M. v. Ebner-Eschenbach: Der Spott endet, wo das Verständnis beginnt.

J. G. Seume: Die Freude bleibt still, und der Zorn wird laut.

W. Schukschin: Man muß auch mal 'n Mund halten können!

W. Finck: „Antikes" – Privilegiertes Gerümpel mit dem Heiligenschein des Jahrhunderts!

J. Kraszewski: Allein das ist tatsächlich schön, was nach vielen Jahren noch so erscheint wie am ersten Tag.

Geschmackssachen

Der Geschmack ist das literarische Gewissen der Seele.
Joubert

Liebhaberei ist nicht Geschmack für das Gute und Schöne, sie ist eine Sucht nach dem Seltenen, was man selber hat und andere nicht besitzen.
La Bruyère

Münzkabinett

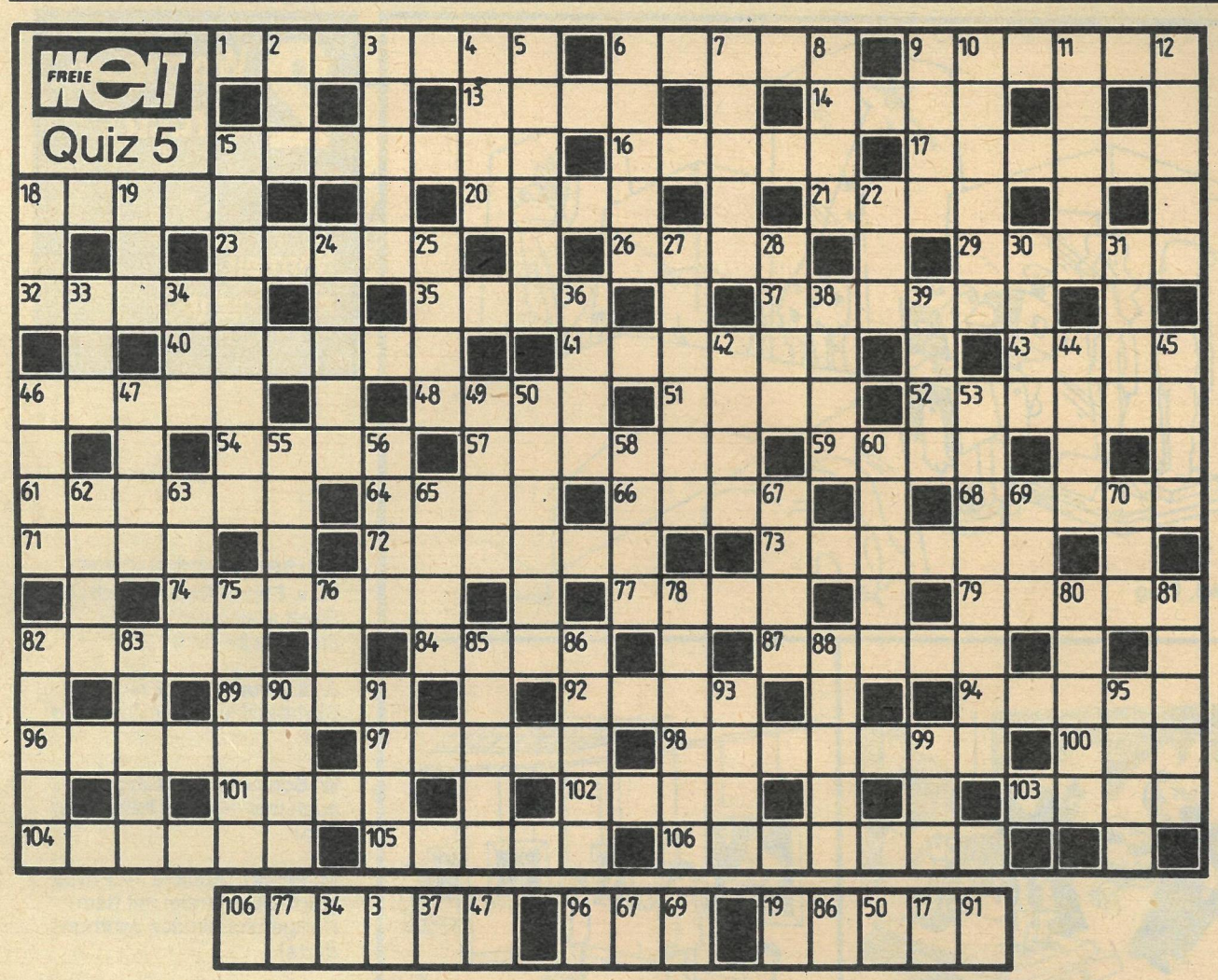
Ein rares Stück um ein Spottgeld zu erwerben, ist für einen Sammler Ehrensache.
K. Čapek

Das Überflüssige, ein höchst notwendiges Ding. Voltaire

USEUM

Die Zeit ist eine gewaltige Meisterin, vieles bringt sie in Ordnung. Corneille

★ RÄTSEL/QUIZ



106 77 34 3 37 47 96 67 69 19 86 50 17 91

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Werkzeug zum Ziehen der Notenlinien, 6. Tonschöpfung, 9. Titel einer Oper von Richard Wagner, 13. Musikzeichen, 14. musikalisches Kunstwerk, 15. italienischer Opernkomponist (gest. 1924), 16. Bewohner eines Landes in Asien, 17. Elendsviertel in New York, 18. Zierpflanze, Blumenrohr, 20. heiliger Stier der Ägypter des Altertums, 21. Stadt in der Türkei, 23. chemisches Element, Edelgas, 26. erzählende Versdichtung, 29. Ritter der Artusrunde, 32. kleines, einheimisches Raubtier, 35. Fluß in Italien, 37. Titel einer Oper von Giuseppe Verdi, 40. Schallplattenmarke, 41. Angehöriger eines Volkes in Westsibirien, 43. Pflanzenkrankheit, 46. Lohn-, Frachtsatz, 48. großer deutscher Komponist (gest. 1750), 51. Metallbolzen (veraltet), 52. Sägewerk mit mehreren Sägeblättern, 54. latein.: Fläche, 57. Waffenrock der Lanzenreiter, 59. Nebenfluß der Drau, 61. Teil des Körpers zwischen Brust und Hüften, 64. Fluß in Transkaukasien, 66. Kleidungsverschlußteil (ö = oe), 68. Währungseinheit in der ČSSR, 71. Speisefisch, 72. Autor des Romans „Das Totenschiff", 73. Hornhaut des Auges, 74. Staat in Asien, 77. Fluß zur Nordsee, 79. Tierhaltungsstätte, 82. Stichwort (Sprachw.), 84. Gestalt aus der Oper „Lohengrin", 87. nach oben oder unten festgelegte Grenze, 89. Revolver, 92. germanisches Schriftzeichen, 94. Raubtier, Schneeleopard, 96. strafbare Handlung, 97. Heidegewächs, 98. Männername, 100. Fluß in Peru, 101. Schutzhülle, 102. Schlechtwettergebiet, 103. Meerrettich (österr.), 104. getrocknete Weinbeere, 105. Ehemann, 106. Amts-, Geschäftsbereich.

Senkrecht: 2. Kurzwort für ein Leichtmetall, 3. Fahrgeschwindigkeitsmesser (Kurzw.), 4. Gestalt aus der Oper „Der Revisor", 5. markierte Langlaufspuren, 6. Singvogel, 7. Titel einer Oper von Nikolai Rimski-Korsakow, 8. gebälktragende Frauengestalt (Kunstw.), 9. Lautlosigkeit, Stille, 10. Vorstufe bei der Indigoherstellung, 11. Schnittblume, 12. Bienen (dicht.), 15. Titel einer Oper von Richard Wagner, 18. griechischer Buchstabe, 19. Bedrängnis, 22. englische Insel in der Irischen See, 24. Vorraum, Flur, 25. Nebenfluß der Donau, 27. starkes Brett, Bohle, 28. Hafenstadt in Südfrankreich, 30. Lokalinhaber, 31. Fluß aus dem Harz, 33. Vorname der Malerin Grundig, 34. Fluß in Mittelasien, 36. Stadt im Fernen Osten der Sowjetunion auf Sachalin, 38. ehemaliger tschechischer Schachtheoretiker (gest. 1929), 39. Sinnesorgan, 42. Insel vor Sumatra, 44. Erfinder eines Benzinmotors, 45. engl.: Baum, 46. Sportwette, 47. gefrorener Tau, 49. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 50. zwei Hartholzstäbchen als Rhythmusinstrument, 53. Titel einer Oper von Christoph Willibald Gluck, 55. Autor der Reportage „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", 56. Schriftstück, 58. musikalisches Intervall im Neunstufenabstand, 60. Blutwasser, 62. Zirbelkiefer, 63. Klebstoff, 65. Stimmzettelbehälter, 67. Widerwille, Abscheu, 69. kollektives Beratungsorgan, 70. längster Strom der Erde, 75. hinterer Halsabschnitt des Menschen, 76. Nebenfluß des Rheins, 78. Teil des Fahrrades, 80. Komponist der Oper „Fra Diavolo", 81. beliebte Freizeitbeschäftigung, 82. gegerbte Tierhaut, 83. melodische Linie, Melodie, 85. Pferdekrankheit, 86. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 88. Bezeichnung für eine bloße Theorie, 90. deutscher Kunstschriftsteller (gest. 1890), 91. Backmasse, 93. weiblicher Naturgeist (Märchen), 95. Gestalt aus der Oper „Die Afrikanerin", 99. Nebenfluß der Warta.

Ernst Hermann Meyer gab als Komponist, Wissenschaftler und Kulturpolitiker in der DDR der sozialistischen Musikkultur wesentliche Impulse. Vielfältig ist sein kompositorisches Schaffen, wovon zahlreiche Werke der Orchester- und Kammermusik sowie die von ihm geschriebenen etwa 300 Lieder zeugen. Die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt den Titel seiner im Auftrag der Berliner Staatsoper entstandenen Oper, die im Jahre 1973 im Haus Unter den Linden ihre Uraufführung erlebte.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 5 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 29. März 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 8/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

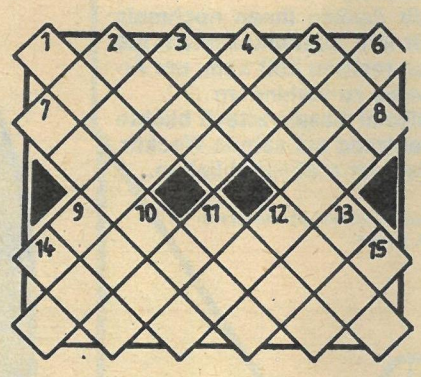
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

Schräge Reihen

Nach rechts unten: 1. Jungtier, 2. günstigster Zustand des Kulturbodens, 3. Kreis- oder Kugelabschnitt, 4. Beleidigung, 5. Lotterieschein, 7. langweiliger, unhöflicher Mensch (Umgangsspr.), 9. Schweizer Nationalheld, 11. Riese im französischen Märchen, 12. Haff (norddt.), 14. alter Name Tokios.

Nach links unten: 2. Brennstoff, 3. Gewebe, 4. sogenannte weiße Ameise, 5. Theaterplatz, 6. äußere Gestalt, 8. Pflanzenteil, 10. niederländischer Grenzort, 11. europäische Hauptstadt, 13. französ.: Weihnachten, 15. Treffer beim Fußball.



Schach

Erneut ZSKA

Überlegen gewann Pokalverteidiger ZSKA Moskau den erstmals als Finalturnier (der im K.o.-System ermittelten vier Stärksten) ausgetragenen Europacupwettbewerb der Schachlandesmeister in Rotterdam mit 20 Punkten vor Honvéd Budapest 18, Volmac Rotterdam 17,5 und der SG Solingen 16,5. Während die Armeemannschaft ohne Anatoli Karpow antrat, hatten sich Volmac und Solingen durch

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

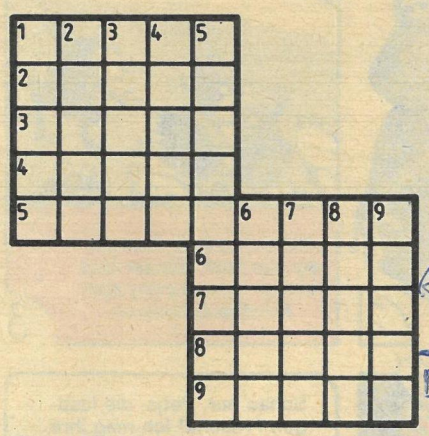
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb

mehrere ausländische Spieler verstärkt. Tukmakow, Jussupow, Lputjan, Wladimirow, Makarytschew, Malanjuk und Chalifman (mit 5 aus 5) boten eine eindrucksvolle Leistung.

BOGOLJUBOW-INDISCH, Ligterink (Volmac) – Chalifman (ZSKA), Europacup-Finale, Rotterdam '88: **1.d4 Sf6 2.c4 e6 3.Sf3 Lb4+ 4.Sbd2 0-0 5.a3 Le7 6.e4 d6** (strebt einen Altindischen Aufbau an, in dem der Springer d2 nicht aktiv steht) **7.Le2 Sbd7 8.0-0 a5 9.b3 e5 10.Lb2 ed 11.S:d4 Te8 12.f4 Lf8 13.Lf3 c6 14.Dc2 g6 15.Kh1 Lg7 16.b4 Sf8 17.c5 d5 18.e5 Sg4 19.Tae1 ab 20.ab Dh4 21. L:g4 L:g4 22.f5 Ta2 23.Db3 Tea8 24.b5 L:f5 25. bc bc 26.S2f3 Dg4 27.S:c6 Le4 28.Sb4 T8a3 29.D:a3 T:a3 30. L:a3 Se6 31.c6 Lf8 32.h3 Dg3 33.c7 L:f3 34.gf D:h3+ 35.Kg1 Lc5+ 0:1.**

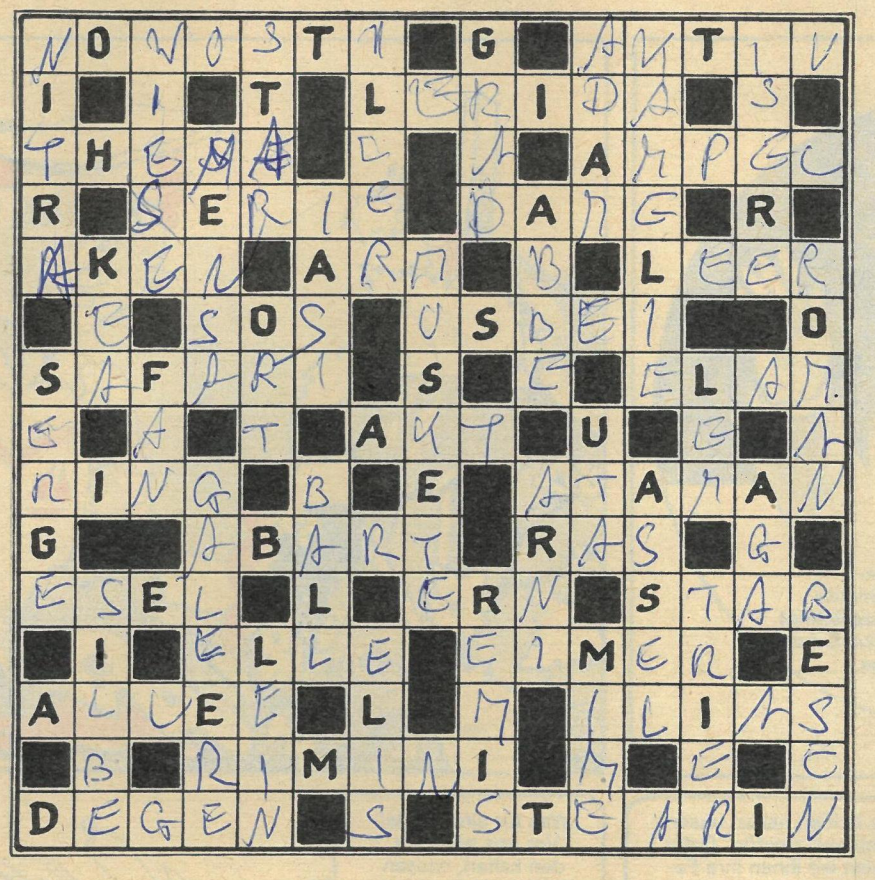
Magische Figur

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. feierlicher Brauch, 2. italien.: Insel, 3. von Naturvölkern verehrtes Wesen, 4. islamischer Rechtsgelehrter, 5. Stadt in der Usbekischen Sowjetrepublik, 6. Bewohner Kariens (Altert.), 7. würziger Geruch oder Geschmack, 8. Fluß im Westen der Sowjetunion, 9. Sehnsucht, Trieb.



Gereimtes

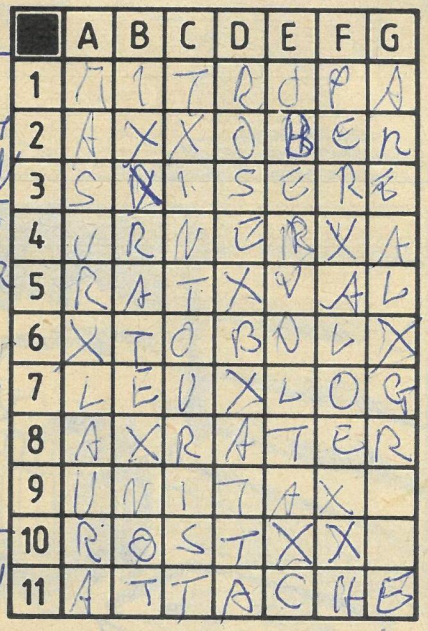
Ein Postwertzeichen und den Vorratswagen
der Dampflokomotive nacheinander gelesen,
ergibt einen Händler, der ist früher mit der Truppe im Feld gewesen.



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Variante, 2. deutscher Physiker (gest. 1905), 3. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug", 4. Riesenkröte, 5. Stadt an der Elbe, 6. Bühnenaufzug, 7. Tätigkeitsform des Verbs, 8. von Bäumen gesäumte Straße, 9. Lichtsignalanlage, 10. Körperteil, 11. asiatischer Wasserbüffel, 12. kleines Krebstier, 13. Kosakenführer, 14. Spiel- und Sportgerät, 15. Reinigungsutensil, 16. Brettspiel, 17. Fechtwaffe, 18. Haushaltsgefäß, 19. altorientalischer Staat, 20. Küstenlandschaft Griechenlands, 21. altes Längenmaß, 22. Hausflur, 23. Tragtier, 24. begeisterter Anhänger, 25. mittelalterliches Ruderkriegsschiff, 26. Bestandteil von Temperaturangaben, 27. Stadt in Rumänien, 28. Heldenepos vom Kampf der Griechen gegen Troja, 29. Nebenfluß der Donau, 30. Nebenfluß der Rhône, 31. Zimmerpflanze, 32. griechische Kykladeninsel, 33. inhaltslos, 34. Ölpflanze, 35. polnischer Autor utopischer Literatur, 36. Provinzhauptstadt in Nordostspanien, 37. Studentenspeiseraum, 38. Schauspieler, 39. alte Handfeuerwaffe, 40. Stadt in der ČSSR, 41. Presseagentur der UdSSR, 42. Ansiedlung, 43. Vorgebirge (arab.), 44. Schachausdruck, 45. Hafenstadt in Oberitalien, 46. Fingerschmuck, 47. umfangreiche Prosaerzählung, 48. Reise durch Afrika zum Jagen oder Fotografieren von Großwild, 49. Futterstoff, 50. Reihe, Folge, 51. Wortteil, 52. Seenotruf, 53. Stecken, Stange, 54. Singvogel, 55. Gemisch zur Kerzenherstellung, 56. Haupt-, Leitgedanke, 57. Geburtsort von Karl Marx, 58. Trockental in der Turkmenischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 59. Skulptur im Naumburger Dom, 60. Grünland.



Ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder (ihre Anzahl ist jeweils in Klammern angegeben) sind vom Rätsellöser selbst an richtiger Stelle einzusetzen.

Waagerecht: 1. Betrieb für gastronomische Betreuung von Reisenden, 2. Kellner (2), 3. Nebenfluß der Rhône (1), 4. Bewohner eines Kantons in der Schweiz (1), 5. Hinweis, Tip – Grammenge eines Stoffes (1), 6. linker Nebenfluß des Irtysch (2), 7. Währungseinheit in Rumänien – Schiffsgeschwindigkeitsmesser (1), 8. Rätsellöser (1), 9. Organ der Italienischen KP (1), 10. Pflanzenkrankheit (2), 11. Diplomat im niedrigsten diplomatischen Rang.

Senkrecht: A) Gewandhauskapellmeister in Leipzig – Gestalt aus „Der Bettelstudent" (1), B) Teilzahlung – Bedrängnis (3), C) Reisebüro der Sowjetunion (1), D) wohlriechende Blume – Gattung der Blattschneideameisen (2), E) alter Name für den westafrikanischen Staat Burkina Faso (1), F) bis zum (mit Datumsangabe) – dickfleischiges afrikanisches Liliengewächs (3), G) Flächeninhalt – Altmeister des deutschen Motorflugs (1).

Auflösungen aus Heft 4/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Motte (53), Satte (11), Aga (23), Meit (68), Roger (47), Sieke (32), Ehrenburg (5), Fliege (55), Reet (71), Efeu (69), Penni (26), Ries (44), fair (66), Ukas (51), Skat (2), Blattern (20), Ata (12), Oel (31), Ria (58), Murmansk (15), Gatt (34), Akut (64), Take (41), Fang (46), Rebus (29), Iser (6), Enge (21), Ansage (50), Samarkand (10), Legel (36), Erato (39), Trub (54), Len (3), Genua (61), Adele (18).
Senkrecht: Maske (57), Tiefe (16), Emei (72), Sieger (60), Athen (48), Erne (37), Aguti (27), Ger (9), Argus (67), Oberst (40), Kluft (63), Erika (28), Epik (42), Faktura (25), Null (56), Elritze (30), Ate (1), Sam (17), Aar (52), Bek (22), Era (7), Nat (33), Pak (13), Oste (59), Magnat (35), Nurek (62), TASS (38), Geige (4), Tundra (45), Fusel (19), Neman (70), Bantu (43), Segge (65), Ralle (49), Grog (24), Alba (8), Are (14).

Wörterband. Von innen nach außen: 1. Nebel, 2. Siele, 3. Karre, 4. Delle, 5. Kamm, 6. Eloge, 7. Barren, 8. Idol, 9. Lei, 10. Nep, 11. Mal.
Von außen nach innen: 1. Lampe, 2. Niello, 3. Diner, 3. Rabe, 5. Golem, 6. Makel, 7. Leder, 8. Rakel, 9. Eisleben.

Zahlenfeldrätsel: A) Iwein, B) Trimm, C) Hahn, D) Streit, E) Mehl, F) Rhein, G) Wade, H) FIG – „Die Wahrheit siegt immer – wenn man ihr hilft".

Vom Kern zum Wort: 1. Freistoß, 2. Elemente, 3. Leichter, 4. Dänemark, 5. Bergmann, 6. Edelrost, 7. Romanist, 7. Glyzerin – Feldberg.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 2) aus Heft 2/1989

Waagerecht: 1. Bob, 3. Eishockey, 8. Puck, 12. Ana, 13. Arda, 14. Laren, 16. Ecker, 17. Silo, 18. Bebel, 20. Bai, 22. Inka, 23. Yser, 25. Skilanglauf, 27. Kola, 29. Lea, 30. Anni, 32. Asyl, 33. Maltese, 38. Erato, 40. Streit, 42. Beton, 44. Strick, 48. Nerva, 49. Nestor, 51. Omega, 53. Engadin, 54. Step, 57. Sake, 60. Erg, 62. Komi, 63. Gontscharow, 66. Anis, 69. Epik, 71. Ili, 72. Trost, 73. Tara, 75. Krain, 76. Ratio, 77. Rain, 78. Dau, 79. Stirn, 80. Kufe, 81. Schlitten.

Senkrecht: 1. Bully, 2. Barbe, 3. Erni, 4. Steak, 5. Onkel, 6. Kur, 7. Yak, 8. Passus, 9. Cali, 10. Kronen, 11. Halali, 15. Earl, 18. Bake, 19. Bola, 21. Agnes, 24. Sole, 25. Samos, 26. Iller, 28. Aston, 31. NARVA, 34. etc, 35. Areg, 36. Gin, 37. Leuna, 39. Rate, 41. Terek, 43. neo, 45. Tag, 46. Inder, 47. Konew, 50. Reise, 52. Asti, 55. Polonia, 56. Eistanz, 57. Sierra, 58. Kritik, 59. Nomade, 61. Gala, 64. Arasi, 65. Ornat, 67. Nitra, 68. Stoss, 70. Kanu, 71. Iran, 74. Mus, 75. Kuh.

Lösung: Bobbahn Altenberg

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M — Helga Mai, Hartha, 7302
2. Preis:
75,– M — Adele Kuhnert, Kriebethal, 9251
3. Preis:
50,– M — Inge Tanneberger, Milkel 3c, 8601
4.–8. Preis:
je 25,– M H. Jursch, Artern, 4730; Brigitte Weiß, Berlin, 1055; Eva Grull, Warnitz, 2131; R. Bachmann, Delitzsch, 7270; Ursula Küsters, Karl-Marx-Stadt, 9091.

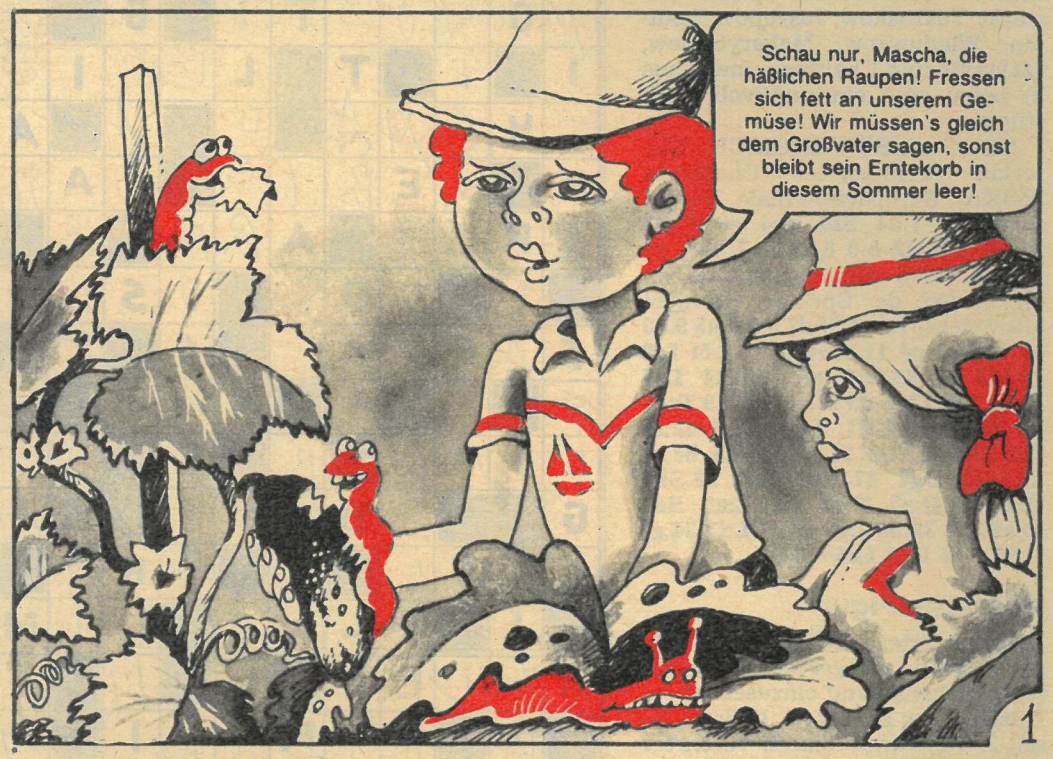
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

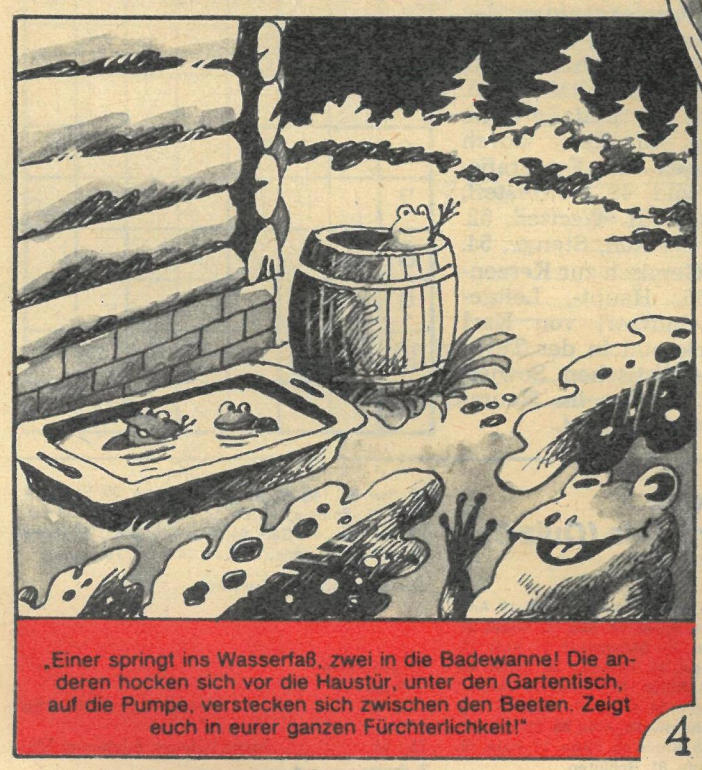
beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

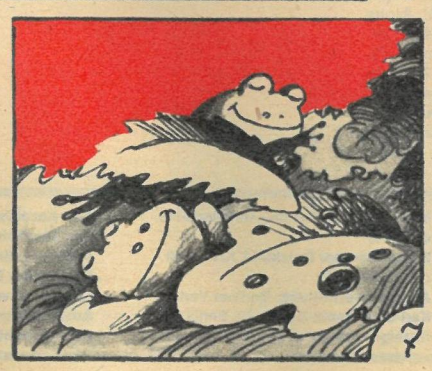
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.





Die ganze Nacht springen die Frösche im Garten umher, schnappen nach allem, was ihnen vor das breite Maul kommt. Prall wie Trommeln werden ihre Bäuche. Erst als der Morgen dämmert, schlafen sie ein. Nicht einmal die Sonnenstrahlen können sie wachkitzeln. So findet sie Mascha, als sie in den Garten kommt.



Fortsetzung von Seite 35

Das Rätsel

„Sie fragen richtig", sagte der Kyborg zu Krivák. „Der Schwan III. wurde von einem Bereitschaftsautomaten vom Typ Pasteur entdeckt. Die Körper der beiden Piloten und des Navigators konnten nach den Erkennungsmarken identifiziert werden. In den Trümmern wurde ein entstellter Körper mit einem teilweise erhaltenen Gehirn, einem Auge und einem Unterarm gefunden. Die Ärzte aktivierten das Gehirn, später, viel später. Er hat das Gedächtnis verloren und wußte nichts mehr, er konnte nur noch genau den Verlauf der Katastrophe rekapitulieren. Er nahm sie wahr wie eine äußere Situation, verstehen Sie? Er sah die Tragödie sowohl mit den Augen des Praktikanten als auch mit denen des Maschinisten."

„Das ist natürlich klar", schaltete sich ein Mann ein, der vor einer Weile in das Wirtshaus gekommen war, um Zigaretten zu kaufen und jetzt der Debatte lauschte. „Sie haben nichts davon gesagt, daß der Körper des Kapitäns gefunden wurde. Also sind Sie aus Resten des Körpers vom Kapitän zusammengesetzt worden, teurer Freund. Nur eine dritte Person ist fähig, den schicksalhaften Konflikt zweier Menschen unparteiisch zu beurteilen. Wenn Sie entweder der Praktikant oder der Maschinist wären, müßten Sie die Geschichte einseitig sehen. Ihre Objektivität hat Sie überführt, Kapitän!"

„Mischen Sie sich nicht ein, Sie haben keinen Anspruch", wies ihn der Blonde zurecht. „Vielleicht ist das ganz anders. War der entstellte Körper in einem Stück?"

„Nein, der Arm lag etwas abseits."

„Da haben wir's! Sie sind aus zwei Leuten montiert worden, aus dem Praktikanten und dem Maschinisten. Laufen denn etwa wenig Kyborgs durch die Welt, die aus mehreren Menschen zusammengesetzt sind? Das ist der Grund, warum Sie den Vorfall objektiv erzählen. Ich hab's erraten, stimmt's? Den Tausender will ich nicht, Sie sind doch ein ziemlich armer Schlucker, so oder so."

„Ich hab eine Idee", schlug Samecek vor. „Wir werfen einen Zehner, Jungfrau Praktikant, Adler Maschinist. Aber ich bin nicht blöd, Mann, und wenn ich gewinne, dann nehm ich das Geld!"

„Schauen Sie", sagte Papa bedächtig, „wir machen Schluß. Jeder hat seine Meinung gesagt. Stecken Sie Ihr Geld ein und verschwinden Sie, wir werden nicht böse sein, wir denken bloß, Sie sind ein Verrückter, und das sind Sie bestimmt, oder zeigen Sie Ihre Papiere und packen Sie aus, was eigentlich los ist. Was haben wir hier bloß alles zusammengeschwätzt! Daß Sie der Praktikant sind oder der Maschinist oder beide Männer zusammen oder der Kapitän oder ein Angestellter von der Post. Karten auf den Tisch. Wie ist das also?"

„Ich weiß es nicht", sagte der Kyborg leise. „Niemand weiß das. Die Ärzte konnten es nicht mit Sicherheit bestimmen. Aber ich will es wissen, vestehen Sie?"

Das künstliche Gesicht des Kyborg vermochte keine Gefühle auszudrücken, dafür war in den Bewegungen dieses Fremden soviel Eindringlichkeit, daß bei seinem Anblick sogar Samecek ergriffen war und nicht mehr an Frauenschenkel dachte, wenn auch nur für einen ganz kurzen Augenblick.

„Ich will wissen, ob dieser Plastiksarg das Restchen des gewitztesten Adepten der Kapitänswürde in der Geschichte der Akademie beherbergt – so drückte sich die Untersuchungskommission über den Praktikanten aus –, oder ob mein Gehirn und seine Dummheit die Katastrophe und den Tod von fünf Menschen verschuldet hat. Ich will das wissen, ich muß das wissen, sonst kann ich nicht leben! Die Ärzte haben mich zu den Psychiatern überwiesen, die wieder zu den Psychologen, einer empfahl Psychotroniker, und die haben mich zu einem Okkultistenzirkel geschickt. Ich hab gehört, Taxifahrer kennen sich aus in den Menschen, und so bin ich hier, aber auch Sie haben mir nicht geholfen. Dieser Tausender", sagte er und ergriff die Banknote angewidert mit den Fingerspitzen wie eine verendete Maus, „hat für mich keinen Wert, ich würde alles geben, was ich habe, wenn mir nur jemand raten könnte!"

Er stand auf, winkte den Taxifahrern zum Gruß und ging weg. Papa folgte ihm.

„Hören Sie", sagte er und nahm ihn leicht am Ellbogen. „Sie glauben daran, daß jemand an Ihrem jetzigen Wesen erkennen kann, wer Sie damals waren?"

„Ja, das glaube ich", antwortete der Kyborg.

„Dann bleibt Ihnen nichts übrig, als sich an irgend so ein Mädchen zu wenden, das viel mit Männern zu tun hat. Gehen Sie in die Liliova-Straße zur Blauen Anca. Ich möchte wirklich wissen, was Anca nicht über die Männer weiß."

„Das ist kein schlechter Einfall", rief der Kyborg. „Glauben Sie, daß mich einer von den Jungs dahin fahren kann?"

„Klar", sagte Papa. „Blonder, nimm die Fuhre. Und nun, Herrschaften", wandte er sich an die übrigen, „Ende der Pause, die Kinos machen Schluß, wir müssen uns ranhalten. Aber, Mann, jetzt fällt mir ein..."

Er drehte sich um, aber der Kyborg stand nicht mehr da, und Papa sah nur noch die Schlußlichter vom Taxi-Glyder des Blonden.

„Forschen Sie lieber nicht nach der Wahrheit...", flüsterte Papa und glaubte sogar, daß der Kyborg ihn hörte.

KBK

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer**
- **Werkstoffprüfer** und
- **Hoch- und Fachschulkader für die Produktion sowie Produktionsvorbereitung insbesondere für die Lösung von Aufgaben auf den Gebieten der Instandhaltung, Forschung und Entwicklung, Projektierung, Gütekontrolle und EDV**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenlosen Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten in allen Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" – Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Pumpspeicherwerk Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 194/IV/88

Gemsen-pfade

Erich Hoyer (Bild und Text)
unterwegs im Tatra-Nationalpark der ČSSR

Mit etwas Glück – und noch mehr Geduld! – kann der Besucher der Hohen Tatra auf Begegnungen mit mancher Tierart rechnen, nach der man im industrialisierten Mitteleuropa vergeblich Ausschau halten würde... Auf der montanen, der Berglandstufe (700–1600 m), mit ihren ausgedehnten Waldungen hausen noch Braunbär und Luchs, sogar vom Wolf ein Restbestand. Auer- und Haselhühner sind verbreitete, Birkhühner bereits seltene Brutvögel. An den Gebirgsbächen wohnen Wasseramsel und Waldwasserläufer; der scheue Schwarzstorch hat im Nationalpark die am besten gedeihende Population slowakischer Wälder.

Die Sehnsucht des Wanderers aber gilt den Gemsen. Da muß er früh aufstehen und fleißig steigen, bis in die alpine Region (1850–2300 m). Wenn es nach ihnen ginge, würden

diese eigenartigen, den Steinböcken verwandten „Gabelhornträger" die meiste Zeit ihres Daseins knapp oberhalb der Baumgrenze, auf saftig begrünten Lichtungen innerhalb von Knieholz verbringen – doch die Unruhe, die trotz Verhaltensgeboten und Wegezwang von Touristengruppen ausgeht, läßt sie höher ziehen. Hält die Beunruhigung an, bleibt als Zuflucht nur die kahle Gipfelregion.

In ihren isolierten Bestandsgebieten, von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, hat die Gemse insgesamt neun geographische Rassen ausgebildet. Die Tatragemse (Rupicapra rupicapra tatrica, BLAHOUT, 1971) ist etwas schwerer als die Alpenform, bleibt jedoch in der Körpergröße hinter der rumänischen Karpatengemse zurück. Etwa 600 Exemplare leben im slowakischen Bereich des Nationalparks, ausgesiedelte Trupps haben sich auch in der Niederen Tatra eingewöhnt.

Hilfsbereite Mitarbeiter der Parkverwaltung beraten den Fremden, wo er mit einiger Sicherheit Gemsen zu sehen bekommen könnte, etwa in der Nähe der Tery-Hütte oder auf dem Weg vom Velicki-See mit dem „Blumentälchen" zur Karstsenke velick dolina, die als bevorzugter Einstand des Hochgebirgswildes gilt. Zum dauerhaften Schutz der Natur war nicht zu vermeiden, daß in den vergangenen Jahren eine Reihe von Wanderwegen gesperrt werden mußte. Eine Maßnahme, die auf Einsicht bei der Öffentlichkeit baut; schließlich dient ein Reservat dieser Art heutzutage nicht nur Erholungszwekken, sondern ebenso auch der Forschung und dem Überleben bedrohter Tier- und Pflanzenarten.

Bilderbogen

Ein Foto aus meinem Leben

Mit Harke und Sichel

Meine Hausfrauenbrigade! Links in der Latzhose, das bin ich. Wir arbeiteten 1969 als Saisonkräfte von früh bis mittags in der LPG Altlandsberg, sammelten Steine, verzogen Zuckerrüben, räumten Stroh von den Feldern. Im Spätherbst waren die Futterrüben dran, sie wurden mit der Hand gezogen, die Blattschöpfe schlugen wir mit Sicheln ab. Wie es dazu kam? Ich wollte damals unbedingt wieder arbeiten, aber für meinen Sohn gab es noch keinen Kindergartenplatz. Da bot sich diese Möglichkeit – unsere Kinder konnten wir mitbringen, sie wurden von einer Omi betreut.

Klara Bessin, Berlin

Land in Sicht!

Ich freue mich schon auf viele, sicherlich interessante und beziehungsreiche Bilder aus unserem Leben in Stadt und Land. Zu meinen liebsten Fotos gehört dieses: Mein Mann mit unserem Enkel Jan in unserem Garten auf ihrem selbsterbauten „Schiff". Wie schön ist es doch, den Enkelkindern glückliche Kindheitserlebnisse vermitteln zu können!

Ursula Siebert, Hohen Neuendorf

Meine Schwester

Sie berichteten über Knochenmarktransplantationen. Dieser Eingriff war im April 1986 ein einschneidendes Ereignis für mich. Als Organspender verhalf mir meine Schwester Marion zu neuem Leben. Als ich 1974 beiliegende Aufnahme machte, ahnten wir nicht, daß wir einmal auf solche Weise miteinander verbunden würden. Marion hat heute zwei Töchter. Ihr Mann Harry, Mechaniker und Fußballer, hat großen Anteil an meiner Nachbetreuung.

Horst Gärtner, Crimmitschau

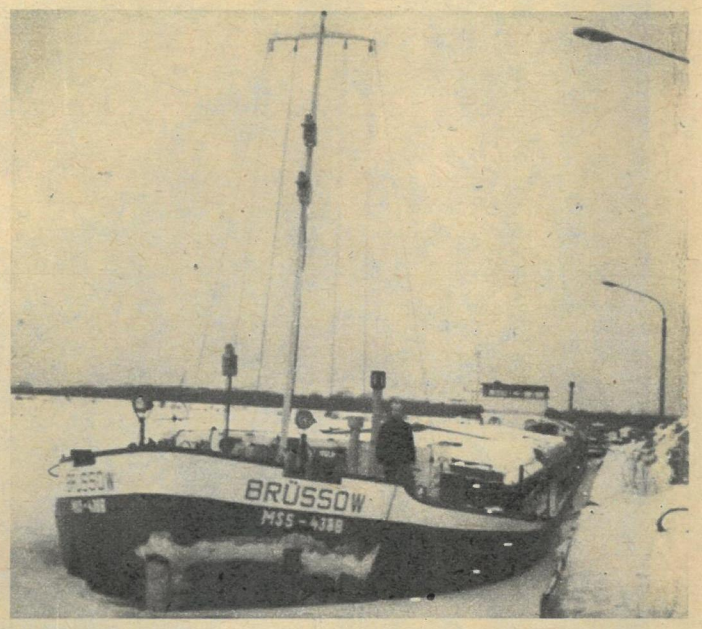
„Hier gibt es gleiche Bildungschancen und gleiche Aufstiegschancen für alle Kinder des Volkes, kein Bildungsprivileg, keine Zukunftsangst. Hier kennt man kostenlose Gesundheitsfürsorge, keine explodierenden Krankenhaus- und Medikamentenkosten, abgewälzt auf die Patienten... Wir leben in einem Staat, in dem es kontinuierlich vorangeht, jeder eine Perspektive besitzt, in dem Bürgerwohl obenan steht."

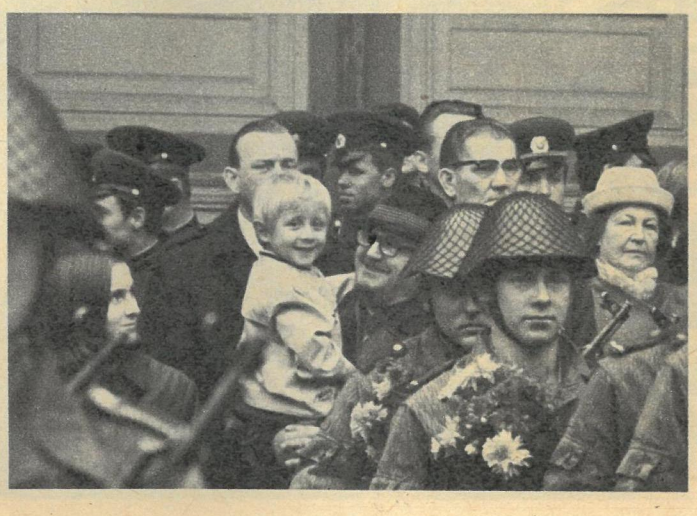
(Aus dem Wahlaufruf des Nationalrates der Nationalen Front der DDR)

Bootsmann Lene

Dieses Schiff führt mein Sohn seit 1965: MS „Brüssow". Das Foto hat ein Pendant, ziemlich blaß, unscharf, aber mir genau so ans Herz gewachsen wie dieses hier. Das alte Bild zeigt meinen Mann, meinen Sohn – damals 14 Jahre alt – und mich auf unserem Schleppkahn. Mein Mann stammte aus einer alten Schifferfamilie, ich selbst bin geborene Berlinerin. 1932 haben wir geheiratet und dann 48 Jahre lang eine gute Ehe geführt. Meinen Eltern war diese Verbindung nicht ganz recht, sie hatten mir eine gute Schulbildung zukommen lassen. Sechs Jahre besuchte ich ein Lyzeum, allerdings mit einer Freistelle – nun sollte doch etwas Besseres aus mir werden. Aber ich ging als Bootsmann auf einen Lastkahn von 350 Tonnen! Vier Kinder haben wir großgezogen. Alle erlernten gute Berufe, denn in heutiger Zeit braucht man bei uns nicht reich zu sein, um etwas zu werden. Mein Sohn setzte sogar die Tradition seines Vaters fort. Mein Mann und ich haben noch geholfen, Berlin von den Trümmern zu befreien. Den ganzen Winter 1950/51 fuhren wir bei Eis und Schnee Schutt aus der Stadt. Das Leben auf dem Kahn war schwer, aber es hat auch Freude gemacht.

Helene Graetz, Berlin





Papa ist dabei

In meinem Urlaub erlebte ich in Rudolstadt eine kleine Parade, mit der sich die Angehörigen einer VP-Bereitschaft von der Bevölkerung der Stadt verabschiedeten. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich den Jungen auf dem Arm des Opas. Stolz sagte er: „Mein Papa ist auch dabei!"

Adolf Henke, Berlin

„Ihre Bilderbogen-Idee hat mir sofort gut gefallen, natürlich möchte sicherlich jeder sein Foto gern veröffentlicht sehen", schrieb Beate Tautenhahn, Lichtenstein. Wenn es möglich wäre, würden wir tatsächlich jede Aufnahme abdrucken – aber es sind schon fast 300! Alle zeigen auf sehr persönliche Art ein Stückchen Bilanz unseres Lebens, wie sie gerade in diesen Wochen vor den Kommunalwahlen in jeder Gemeinde, jeder Stadt unseres Landes zur Diskussion steht. Im nächsten Heft erfahren Sie, welche zehn Einsender Ende Februar je 50 Mark gewonnen haben, und Ende März verlosen wir noch einmal zehn Fünfzigmarkscheine. Schicken Sie uns also weiter Ihre Fotos und begründen Sie kurz Ihre Entscheidung: Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026.
Kennwort: Ein Foto aus meinem Leben.

Talent und Wille

Ihr Beitrag „Talent haben ist kein Lehnstuhl“ (FW 3/89) bewegt mich zu der Frage: Unter welchen psychologischen Aspekten werden eigentlich Höchstleistungen erreicht?

Gabriele Beerwald, Leipzig

Nicht nur Spitzensportler in aller Welt zeigen, daß in erster Linie zu Höchstleistungen gelangt, wer dafür in höchstem Maße motiviert ist, sich ständig neu motiviert, und zwar vor allem dann, wenn er auf dem Weg dorthin Schwierigkeiten zu meistern hat. Das wiederum kann nur jemand, der in seinem Tun einen Sinn für sein Leben sieht, zumindest für bestimmte Abschnitte seiner Entwicklung. Manfred von Ardenne sagte einmal, mentale Techniken oder geistige Leistungsfähigkeit seien viel eher erlernbar als Haltungen zu den Anforderungen einer Aufgabe, als Charakter. Wer also von seiner Sache besessen ist und um Lösung ringt, die er als s e i n e Lösung betrachtet, wird sich motivieren können. Das auch w o l l e n, was man macht, und zeigen, was man kann – wer sich diesen Forderungen stellt, wird für höchste Leistungen größere Erfolgschancen haben als ein (nur) Talentierter, der nichts von sich fordert. Jeder, der mit sportlichen Leistungen nur Zwecke realisieren will, wie soziales Prestige oder Reisen, wird an irgendeiner Stelle an die Grenzen seiner subjektiven Bereitschaft stoßen.

Prof. Dr. Paul Kunath

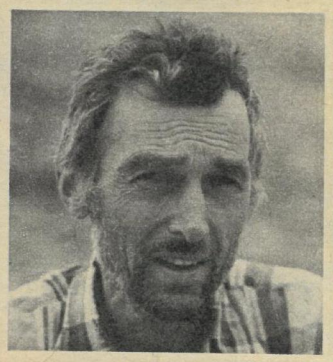
Geteilte Last

Mit großer Anteilnahme verfolgte ich die Schilderung von der Aktion zur Rettung einer Gruppe sowjetischer Alpinisten auf dem Pamirplateau („Bergnot!“, FW 2/89). Hut ab vor unseren Bergsteigern, die – als Not am Mann war – ihre eigenen, lange vorbereiteten Gipfelträume zurückstellten.

Herbert Franke, Mülsen St. Jacob

Der Bericht war so geschrieben, daß man die geschilderte Situation richtig miterleben konnte. Dazu eine Frage: Wie schwer ist eigentlich das Gepäck, das Teilnehmer einer Hochgebirgstour auf dem Rücken tragen müssen?

Grit Seifert, Jena



Unser Autor, Dr. Klaus Manske (Foto), gab folgende Auskunft: Beim Anmarsch für einen Monatsaufenthalt im Hochgebirge (mit Biwakausrüstung) sind es 40–45 Kilogramm pro Kopf, bei einer mehrtägigen Gipfeltour um die zwanzig Kilo (soviel wie ein mittelgroßer Koffer als Flugreisegepäck). Es wird darauf geachtet, daß vom Gemeinschaftsgepäck jeder fast aufs Gramm genau das gleiche Gewicht zugeteilt erhält. Kamera und Objektive darf ich da aber nicht anrechnen.

Reise-Verleitung

Seit vielen Jahren bin ich Ihre Stammleserin, und Ihr Tourismus-Ratgeber war schuld, daß wir uns zur Silberhochzeit für eine Dnepr-Schiffsreise entschieden. Es war ein wunderbares, unvergeßliches Erlebnis. Übrigens ist Ihr Titelbild stets attraktiv und die schönen Preisrätsel haben natürlich auch ihre Anziehungskraft! – Mit dem „Doppelten Lottchen vom Elbestrand“ (FW 2/89) ehren Sie eine Sportlerin, die ich persönlich sehr schätze und achte. Die Karriere der Christa Luding hatte viele Ecken und Kanten. Mit der ihr eigenen Energie hat sie es geschafft, sich zu einer Sportlerin der Extra-Klasse zu entwickeln und doch immer sie selbst zu bleiben.

Ursel Riederer, Dresden

Raumfahrt total

Ich las mit großem Interesse den Artikel „So weit die Träume tragen“ (FW 2/89), wie ich überhaupt seit vielen Jahren alle Beiträge über Raumfahrt sammle, die in der FREIEN WELT erscheinen. Durch sie erfährt man auch einmal von den Risiken, Nöten, Ängsten und Fehlschlägen. Meistens werden wir durch Tagesmeldungen vom Erfolg unterrichtet und erfahren nur Start- und Landezeit, Bezeichnung des Flugkörpers, Namen der Besatzung und ähnliches. Aber was für Strapazen, Überwindung und Entbehrung kostet es und welche wissenschaftliche Akribie ist erforderlich, bis solch eine klare und einfache Meldung gegeben werden kann.

Lilo Killig, Freiberg

Kommt der Mensch in die Jahre, stellt er bekümmert mancherlei fest. Was gestern spielend bewältigt wurde, geht heute nicht mehr mühelos. Man ist schneller abgespannt… Höchste Zeit, mit Körperübungen zu beginnen. Beobachten Sie einmal Tiere nach einer Ruhepause. Das auf den ersten Blick träge erscheinende Räkeln und Dehnen ist eine spezielle Gymnastik, die neue Spannung und Munterkeit bewirkt. Im „Reich der Mitte“ weiß man das von alters her:

Trainings-Tips aus China

Großer Panda

Wirkung: Die Übung sorgt für die Durchblutung der Wirbelsäule und hilft beim Abbau von Fettpolstern.
Ausführung: Auf den Boden setzen, die Knie anwinkeln, die Oberschenkel dicht an den Körper heranziehen, die Unterschenkel mit den Händen umfassen (Abb. 1).

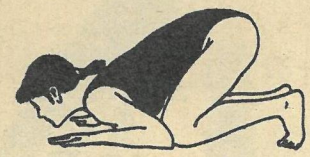
Sich nun langsam nach hinten neigen und dabei das Gleichgewicht halten.
Wenn sich der Rücken dem Boden nähert, mit leichtem Schwung wieder in die Ausgangshaltung zurückkehren ohne die Hände zu lösen, dabei den Bauch einziehen.
Danach ebensolche Schaukelbewegungen nach links und rechts ausführen. Den gesamten Komplex fünf- bis sechsmal wiederholen.

1

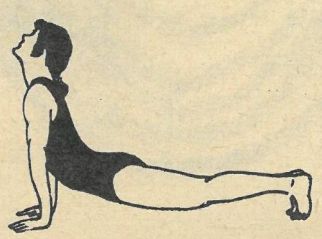
Fuchs

Wirkung: Die Übung kann Erleichterung bei Blähungen und Hämorrhoiden verschaffen. Außerdem lindert sie Schmerzen in der Hüftgegend.
Ausführung: In die Kniebeuge gehen, den Rumpf nach vorn beugen, mit den Handflächen auf den Boden stützen, leicht auf die Zehenspitzen stellen. Der Blick ist nach unten gerichtet (Abb. 2). Nun auf die Knie niederlassen, die Unterarme auf den Boden legen. Langsam den Oberkörper und die Arme nach vorn bewegen, als wenn ein Fuchs unter einem Zaun durchkriecht, wenn er ein Schlupfloch entdeckt hat (Abb. 3). Danach Oberkörper und Kopf heben, mit gestreckten Armen auf die Hände stützen, die Beine so lang wie möglich ausstrekken und mit den Zehen abstützen (Abb. 4). Dann die Hüften heben und den Rumpf auf Hände und Füße stützen, ohne die Knie zu beugen und die Hände vom Boden zu lösen (Abb. 5).
Den gesamten Bewegungszyklus vier- bis fünfmal wiederholen.

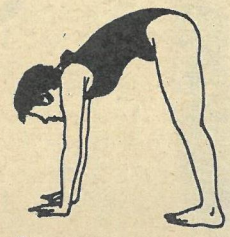
2



3



4



5

Weitere Übungen folgen demnächst.

Wer schreibt uns?

Ira Jakowzowa, 13 Jahre alt, sammelt Ansichtskarten (Hunde- und Katzenabbildungen), Abziehbilder, Kalender, Servietten, sucht gleichaltrige Partner für Briefwechsel in deutscher oder russischer Sprache. UdSSR, Stawropolski krai, 357 030 Newinnomyssk, ul. Linejnaja d. 11, kw. 73

Arnis Urtāns, 18 Jahre alt, Student der Landwirtschaftswissenschaften, Hobbys: moderne Musik und Sport. UdSSR, Lettische SSR, Ludzas raj., 228 062 p/n Mežvidi, „Livzeniekos“

Wladimir Litwinow, 25 Jahre alt, Student, Interessen: Musik, Literatur, Fotografie. UdSSR, 460 007 Orenburg, ul. Perwaja Semafornaja d. 10

Alexander Barkowski sucht Briefpartner im Alter von 30 bis 40 Jahren. UdSSR, 677 014 Jakutsk, ul. Moskaiskowo 17/2, kw. 39

Valeri Shurawljow, 21 Jahre alt. UdSSR, Estn. SSR, 202 010 Sillamäe, ul. Gagarina 17–26

Preisfrage

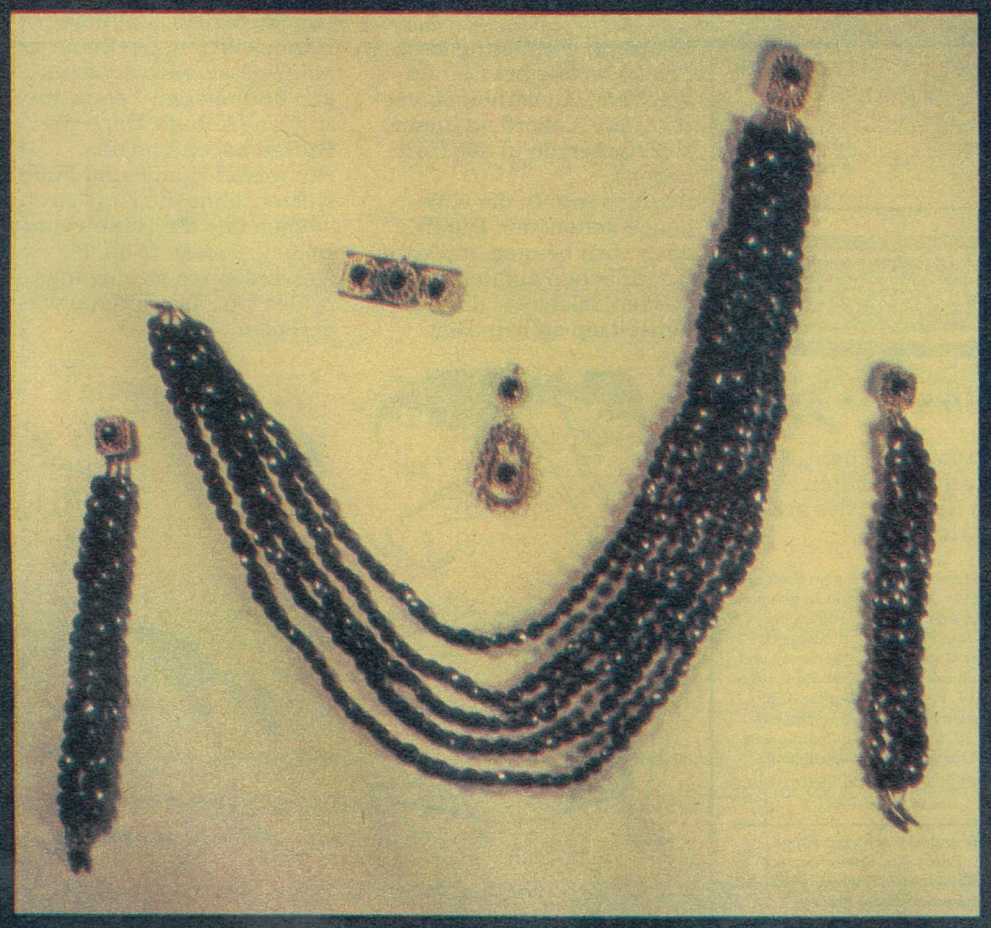
Heft 5/89

Welche sowjetischen „Nordpol“-Stationen driften zur Zeit im Eiskessel des arktischen Ozeans?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 8/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 29. März 1989. Auflösung von Heft 2/89: Die siebente Volkszählung. Wir gratulieren Frank Heidtmann, Bad Sülze.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Dr. Klaus Manske, B. Langheinrich, Archiv Herzog, privat (5); Zeichnungen aus „Echo Planety“, 21/88; Vignette: Martin Kotsch

So vom Täter „sortiert“ fanden die Kriminalisten den geraubten Granatschmuck, unter den hundertzweiunddreißig Stücken seiner Beute dieses große Medaillon und die sternförmige Brosche.



Teile des Schmucks der Ulrike von Levetzow, der letzten, unglücklichen Liebe Goethes – vierhundertsechzig in Gold gefaßte Granate (links)

Das Vorgehen verriet den Profi, die Auswahl den Laien: Wertvolle Juwelen und kostbar glitzernder, aber billiger Modeschmuck waren die Beute beim

Millionenbruch in Trebenice

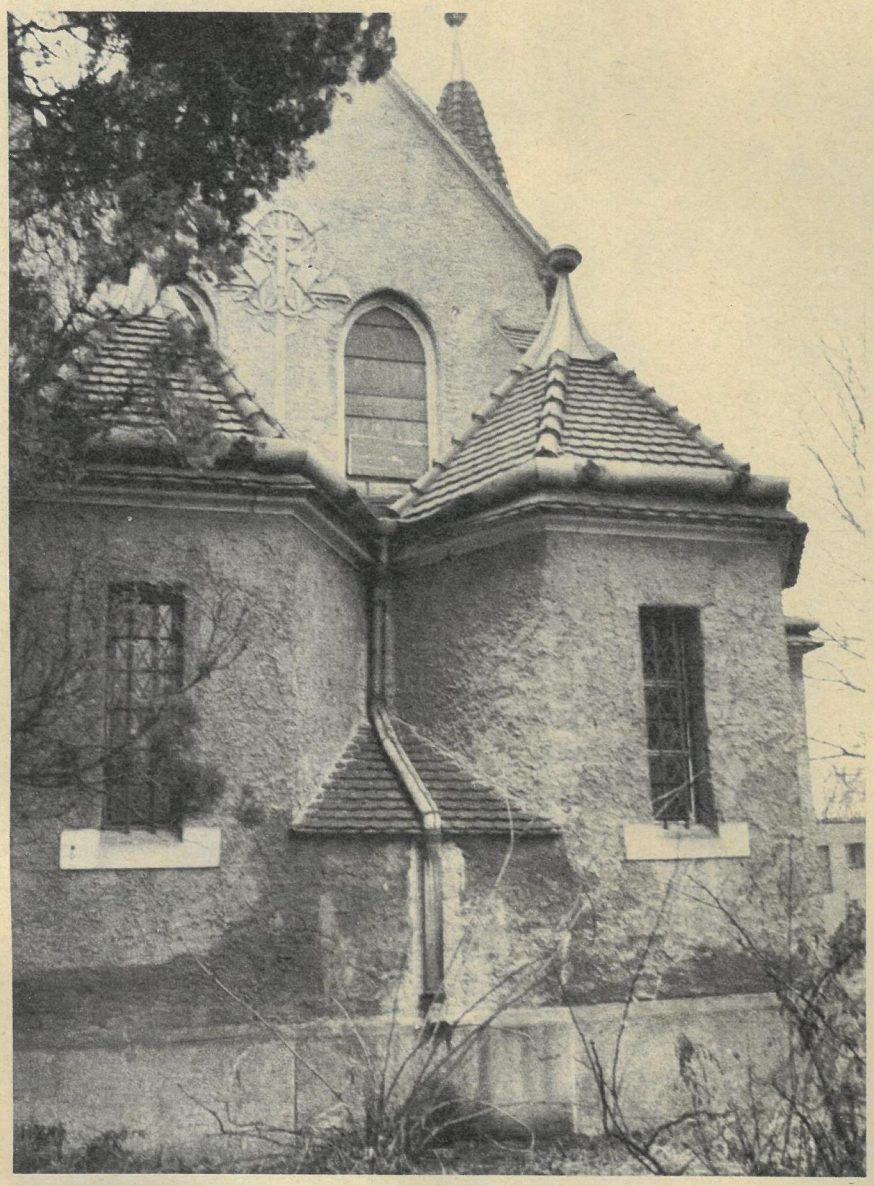
Millionenbruch in Třebenice

Glas fiel nach innen herab, klirrte nur leise, und es war wohl ausgeschlossen, daß jemand etwas gehört hatte. Lange genug hatten die drei Männer in den Büschen gewartet, um sicher zu sein. Die Seite der Kirche, auf der das Vordach ohne Schwierigkeiten erklettert werden konnte, lag dem Dorf abgewandt, und vorn am Gittertor gab es andere Geräusche genug – die Straße steigt dort an und mit ihr der Lärmpegel der sich nach oben quälenden Autos. Zwei Mosaikfenster hat das Gebäude nach hinten hinaus, darstellend Apostel Paulus das eine, Martin Luther das andere, rechte. Hier fand man später den Strick, herausgeschlagen waren die Beine bis übers Knie, weggebogen die Bleifassungen, zertreten das bunte Glas am Boden des einstigen Altarraumes. Als Frau Dryaková, Verwalterin der zum „Museum des böhmischen Granats" umgebauten Kirche von Třebenice, am Morgen das große Tor öffnete, glaubte sie ihren Augen nicht zu trauen.

Der Täter, so später der Bericht von Hauptmann Popovič, war in der Nacht vom 4. zum 5. Mai 1988, gegen ein Uhr, in das Museum eingedrungen, hatte mit einem Beil das rund einen Zentimeter starke Sicherheitsglas der Vitrinen zertrümmert und alle Gegenstände entnommen, die ihm wertvoll erschienen. Sein Vorgehen verriet den Profi, die Auswahl unter den Exponaten den Laien – einiges von bedeutendem Wert blieb liegen, während Modeschmuck, zum Vergleich mit den historischen Stükken ausgelegt, verschwunden war. Als Fluchtweg nutzte der Täter eines der runden Kirchenfenster im Untergeschoß.

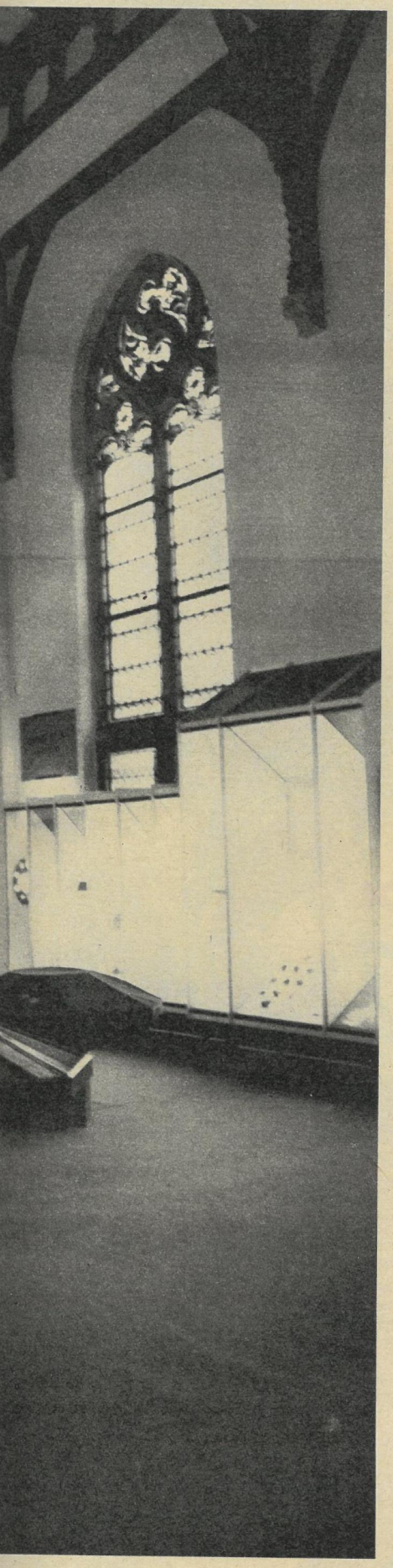
Historikerinnen des Kreismuseums Litoměřice, dem das in Třebenice unterstellt ist, hatten schon auf dem Weg zum Ort des Geschehens vor allem einen Gedanken: Was, wenn auch der Schmuck der Ulrike...? Die Befürchtungen bestätigten sich; zu den hundertzweiunddreißig geraubten und, wie verstreute Steine auf dem Fußboden zeigten, in der Eile zum Teil zerrissenen Schmuckstücken gehörte die wertvollste und schönste Kollek-

Das „Museum des böhmischen Granats" in Třebenice von außen (unten) und innen (rechts). Das zum Einstieg benutzte obere Fenster ist noch beschädigt.



tion, die je aus Gold und böhmischem Granat gefertigt wurde – der Schmuck der Ulrike von Levetzow.

Böhmischer Granat, unter Chemikern $Mg_3\ Al_2\ Si_3\ O_{12}$, unter Gesteinskundlern Pyrop genannt, zeichnet sich gegenüber allen anderen Granatarten durch eine klar leuchtende rote Färbung aus. Sein im Licht aufblitzendes Feuer hat ihn berühmt und begehrt gemacht, besonders die sehr seltenen größeren Stücke. 1778 zahlten die Aufkäufer für ein Lot (17,52 Gramm) der Klasse 110 (hundertzehn Stücke, die zusammen ein Lot wiegen) immerhin zehn Gulden, soviel wie für eine Kuh. Die leuchtenden Steine, von den Bauern aus dem Kies ihrer Grundstücke gewaschen, dienten, „hausgeschliffen" und gefaßt, als Volksschmuck – Armreifen, Haarspangen, Ketten, Broschen. Doch nur die winzigen, alle anderen unterlagen der Abgabepflicht. Kein Mädchen, das auf sich hielt, konnte sich ohne wenigstens einen Granatsplitter sehen lassen. Viele solcher Schmuck-



stücke kamen später als Geschenk an das 1872 gegründete Museum in Třebenice, und in der Nacht zum 5. Mai gerieten sie schließlich an – ja, an wen?

Sachverständige bezifferten den materiellen Wert der geraubten Juwelen verblüffend genau mit 822 090 Kronen, den künstlerischen Wert einbezogen gar mit eineinhalb Millionen. Die Polizeibehörde von Litoměřice ernannte eine Sonderfahndungsgruppe. Ihr Leiter, Josef Popovič, und die Hauptleute Krihák und Hájek wußten: Wohin anders als ins Ausland konnte der Schmuck verkauft werden? Die einzige Rettung lag in der Schnelligkeit der Fahndung. Man verständigte den Grenzdienst, ersuchte republikweit um Mitarbeit, befaßte sich mit „alten Bekannten", nahm Verbindung auf zu Leuten, die in „schwer zugänglichen Kreisen" herumhören konnten. Und wo auch immer im Lande ein Verhör stattfand, wurde nach Třebenice gefragt, Třebenice, Třebenice…

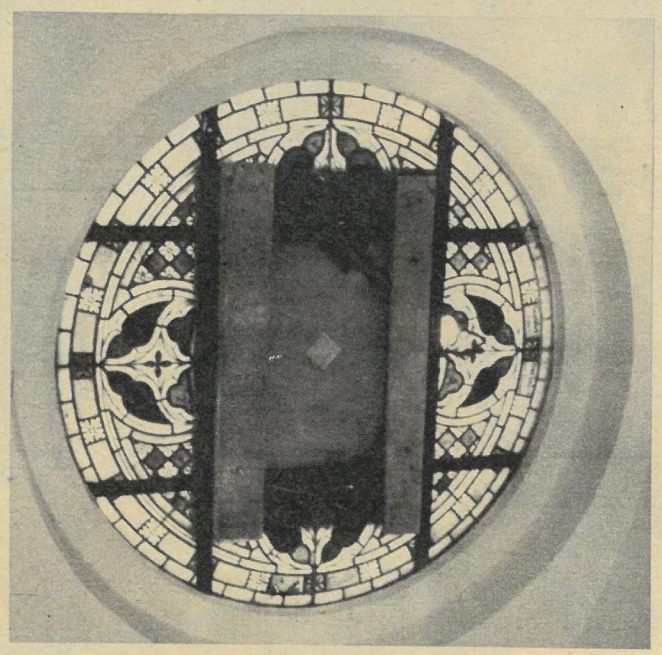
Am fünften Tag nahm die Polizei in Prag zwei Männer bei einem Autodiebstahl fest. Die beiden standen mit einigen Dutzend Einbrüchen in Gaststätten, Kaufhallen, Wohnungen in der Fahndungsliste, „gearbeitet" hatten sie meist in Nordböhmen. Nordböhmen? Der Diensthabende in Prag hatte das rechte Gespür und überstellte den vierunddreißigjährigen X der Fahndungsgruppe Litoměřice. Dort war er kein Unbekannter. Mit fünfzehn zum erstenmal straffällig geworden, hatte er sechzehn Jahre lang mit kurzen Unterbrechungen in Haft gesessen. Die Gruppe Popovič, die mit höchster Intensität gearbeitet, gesammelt, verglichen, notiert, protokolliert hatte, befaßte sich nun mit den Fakten, die auf X zutreffen konnten. Und siehe da: In Třebenice hatte er einen guten Bekannten, bei seinen Aktionen benutzte er oft gestohlene Autos mit Diplomatenkennzeichen, ein solches war in jener Nacht im Ort gesehen worden. Zeugen fanden sich, Beweise, am 10. Mai gestand der Mann den Einbruch. Ein Täter von dreien, wie man inzwischen wußte. Das Versteck der Beute behielt er für sich.

Wo waren die hundertzweiunddreißig granatverzierten Schmuckstücke, darunter Kette, Ring, Armbänder, Ohrgehänge und Spange der Ulrike von Levetzow, der letzten und unglücklichen Liebe des Johann Wolfgang von Goethe? Ulrikes vierhundertsechzig ausgesucht große Granate, goldgefaßt! Und, interessiert uns noch dazu: Waren sie vielleicht gar ein Geschenk des Geheimrats an das Mädchen, das er zweiundsiebzigjährig hatte heiraten wollen?

Nein, sagen die Historiker, der Schmuck stammt nicht von Goethe, er sei bereits 1806 in Prag registriert worden. Kein Grund, wenden wir ein, ihn nicht 1821 zu verschenken. Granate dieser Schönheit und Größe, wieder die Historiker, Goldarbeiten, so filigran und meisterhaft – so gut gefüllt ist Goethes beachtliche Reisekasse denn doch nicht gewesen. Ulrikes Testament, das sie hinterließ, als sie 1899 im Alter von fünfundneunzig Jahren als Besitzerin der Herrschaft Třebivlice starb, schafft Klarheit. Sie hatte den Schmuck von der Mutter geerbt, er sollte in Ehren gehalten werden, und jeder weitere Erbe und Besitzer wurde verpflichtet, bei Verlust tausend Goldgulden zu zahlen…

Die Fahndungsgruppe Popovič näherte sich ihrem Ziel auf dem Weg über Hunderte von Befragungen, Verhören, über die Prüfung Tausender von Details, von denen sich so viele als unnütz erwiesen. Im Oktober, ein halbes Jahr nach dem Einbruch, bemerkten die Kriminalisten, daß ihre Mitteilungen den X zu beunruhigen begannen. Sie waren auf der rechten Fährte. Ein Haus hatten sie aufgespürt an der Bahnlinie Prag–Kolin, wohin X Verbindungen hatte. Autos hatte er dort frisiert, auch das zuletzt gestohlene. Eine Schaufel fand sich und einiges mehr, Popovič verrät nicht alles, Zeugen wurden aufgetrieben, die gesehen hatten und gehört, die Tasche wurde entdeckt, die beim Raub benutzte. Die Schlinge zog sich zu.

Am 25. Oktober gab der Mann auf. Da nahmen die Männer um Hauptmann Popovič die Schaufel, mit der er eingegraben ward, und gruben den Schmuck wieder aus.



Durch dieses Mosaikfenster entkam der Täter (links).

Am Eisenbahnmast 132 an der Strecke Prag–Kolin war die Beute vergraben. 132 ist die Nummer des Paragraphen, unter dem in der ČSSR Diebstahl an sozialistischem Eigentum geahndet wird.

Günter Gensicke (Text)
Vladimír Lammer (Fotos)

Skijagd des „schwachen Geschlechts"

Einbruch der Frauen in eine Domäne der Männer: Mit Skiern unter den Füßen und dem Gewehr auf der Schulter vor kurzem Weltmeisterschafts- und bald auch olympische Premiere im Biathlon

Die ältesten Quellen des Biathlon sind bis zu 10 000 Jahre alte Felszeichnungen. Auf Island wurden Jäger mit Gleithölzern unter den Füßen sowie Pfeil und Bogen dargestellt, denn die Skijagd war lebensnotwendig, um sich zur Winterszeit ernähren zu können. Spuren solcher Jagdweise führen nach Norwegen ebenso wie in den Ural. Später kam ein militärischer Aspekt hinzu: Die Soldaten sanken nun nicht mehr ein im Schnee, sondern bewegten sich leichtfüßig auf Skiern über ihn hinweg. Ganz klar: Immer waren es Männer, die so dargestellt wurden und uns die Vorlage für das heutige Biathlon lieferten. Das sogenannte schwache Geschlecht hatte den Herd zu hüten.

Vor einem Jahrzehnt deutete sich an, daß die sportliche Skijagd keine männliche Domäne mehr bleiben würde. Es war im Januar 1978 im tschechoslowakischen Erzgebirgs-Dorf Jachymov, als sich zum ersten Mal Frauen in einem internationalen Biathlon vorstellten. 13 Damen gingen damals auf die Strecke, und die zurückzulegenden Distanzen betrugen drei bzw. fünf Kilometer mit jeweils einem Liegendschießen. Kaum jemand mag sich noch an die dortige Doppelsiegerin erinnern, die Frid Hansen hieß und eine 17jährige Schneiderin aus dem norwegischen Dorf Moirana war. Der damalige Technische Delegierte der Föderation der Modernen Fünfkämpfer war der Italiener Battista Mismetti, und wie die meisten anderen Anwesenden sah er Frauen-Biathlon das erste Mal. Er kündigte „vorsichtige Prüfung der Angelegenheit" an und meinte, bis zu dem Tag, da auch die Damen um olympische Medaillen kämpfen würden, sei es noch weit, „aber ich glaube, wir werden diesen Tag einmal erleben". Von diesem Erlebnis trennen uns jetzt nur noch drei Jahre.

Dem Antrag der Föderation (UIPMB) ohne längere Diskussion zustimmend, beschloß 1988 das IOC die Aufnahme des Biathlons für Frauen ins olympische Programm von Albertville '92. Und nicht nur das: Mit der Zubilligung von drei Disziplinen (15 km, 7,5 km, 3 × 7,5 km) verdoppelte sich binnen einer Olympiade der Anteil einer einzigen Sportart, ein Seltenheitsfall in der olympischen Geschichte.

Zu den aktivsten Vorreitern dieses Entscheids gehörte der Tschechoslowake Zdenek Kaspar. Als Mitglied der Technischen UIPMB-Kommission war er sowohl wesentlich an der Einführung der Kleinkaliberwaffen anstelle des Armeegewehrs wie auch an der Frauen-Demonstration von Jachymov beteiligt. Der ČSSR-Biathlonverband zählte damals (1977) sage und schreibe 160 000 Mitglieder, von denen nicht weniger als 50 000 Frauen waren. Deren überhaupt erster Auftritt geht auf den Winter 1966/67 zurück, als in der ČSSR zu einem massensportlichen Biathlon namens „Sokolovski zavod" aufgerufen wurde und Hunderttausende sich an diesem beteiligten – auch Frauen darunter.

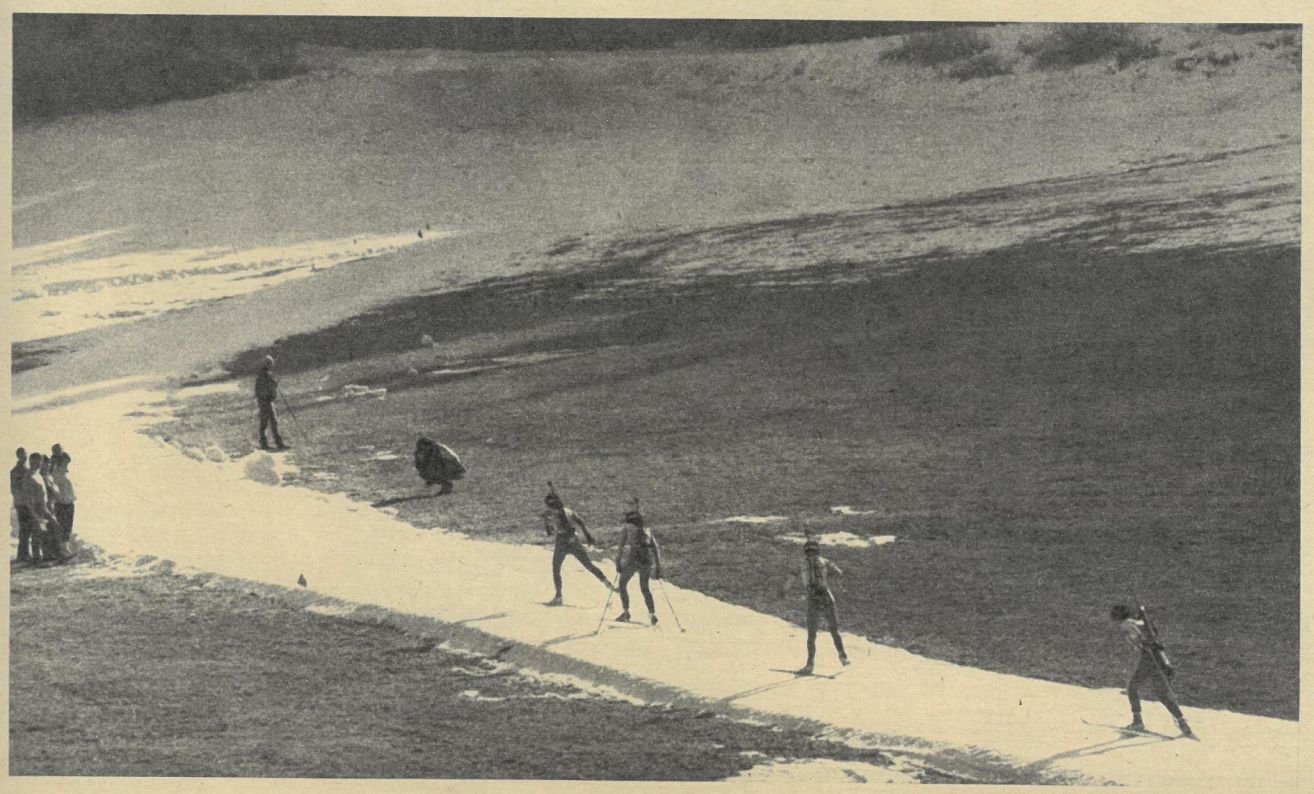
Nun Feistritz in Österreich: Die ersten Weltmeisterschaften der Frauen. Vier Disziplinen, genausoviel wie bei den Männern. Wußte man bis dato kaum etwas mit einer Anne Alvebakk aus Norwegen und einer Petra Schaaf aus der BRD, einer Maria Manolowa aus Bulgarien oder der Gilde hervorragender sowjetischer Biathletinnen namens Dawydowa, Golowina, Tscherepanowa und Prikostschikowa anzufangen, so gerieten diese nun in die Schlagzeilen der Berichte. Praktisch über Nacht stellte sich weltweit heraus, daß Frauen-Biathlon um keinen Deut uninteressanter ist als jenes der Männer, was dank hervorragender Leistung zusätzlich untermauert wurde.

Einer Skilangläuferin ein Gewehr umzuhängen, damit ist es nicht getan. Biathlon ist schon lange kein „von ein paar Schießprüfungen unterbrochener Skilauf" mehr. Es ist ein Sport der Extreme, bei dem es darum geht, selbst bei „Puls 200" noch ausreichend Konzentration aufzubringen, um die 50 Meter entfernten Klappscheiben zu treffen. Benötigt also werden – wie man es in Fachkreisen ausdrückt – die Konzentrationsfähigkeit eines Vollblüters und die Nervenkraft eines Bombenentschärfers. Und beides muß zu ein und derselben Stunde „abgeliefert" werden! Daß es der holden Weiblichkeit in Feistritz gelang, diesen Anforderungen vollauf Genüge zu tun, war ein treffender Hinweis auf ihr Recht, die Männer ihrer bisherigen Domäne zu entledigen und ebenfalls nach Weltmeistertiteln wie bald auch nach olympischem Gold zu greifen.

Da nun die Sache nicht mehr aufzuhalten ist, kommt man nicht umhin, auch nach der Existenz von DDR-Biathletinnen zu fragen. Es gibt nicht soundso viele, sondern es gibt keine. So wird es jedoch nicht bleiben. DDR-Chefverbandstrainer Kurt Hinze befand sich noch in Österreich, als er mit seinen Gedanken und Plänen bereits zu Hause weilte, wo der Biathletin künftig genauso wie in anderen Ländern Recht widerfahren soll. Es ist ja weltweit bekannt, daß wir mit unseren Frauen im Sport schon immer viel im Sinn hatten ...

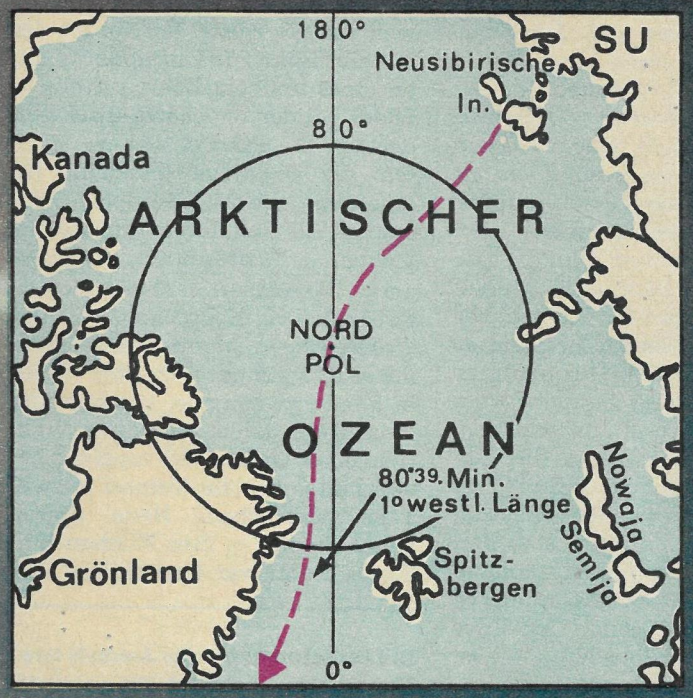
Für eine „Geburtsstunde" bei uns gibt es den großen Erfahrungsschatz der seit Jahr und Tag erfolgreichen Männer. Auch gibt es mit Zinnwald und Oberhof zwei Leistungszentren von Weltrang. Und es existieren wohl auch schon Namen talentierter Skilangläuferinnen, die ihr Interesse am Umstieg auf die neue Sportart bereits bekundet haben. An der Popularität des Biathlons, stets hochgehalten von Weltgrößen wie Frank Ullrich, Frank-Peter Roetsch und vielen anderen, werden sich unsere Frauen allemal aufrichten können.

Volker Kluge



Vier sowjetische Frauen, die auf der von weither ins frühlingshafte Feistritz transportierten Loipe die Mannschafts-Weltmeisterschaft gewannen (Fotos links und links außen). Drei von ihnen holten später auch noch die Goldmedaille in der 3 × 7,5-km-Staffel: Swetlana Dawydowa, Jelena Golowina und Natalja Prikostschikowa (Bild oben von links nach rechts).

Fotos: ADN-Zentralbild/Klaus Oberst



Dramatik in Arktiseis und Polarnacht. Schauplatz: am Südrand des Arktischen Ozeans, zwischen dem Nordostkap Grönlands und der Nordwestküste Spitzbergens. 27 Männer, stationiert auf der Driftstation „Nordpol 28“, trieben mit ihrer brüchigen, von Spalten zerfurchten, ständig kleiner werdenden Eisscholle der Grönlandsee zu, dem offenen Wasser. Allerhöchste Gefahr! Den Rettern blieb nur noch wenig Zeit. Da aber stellten sich dem Atomeisbrecher „Rossija“ plötzlich unüberwindlich scheinende Packeisbarrieren entgegen. Dennoch gelang der

Durchbruch zur Eisinsel

Durchbruch zur Eisinsel

Wenn das Eis birst, erzittert die Eisinsel, begleitet von scharfem Knirschen und Knacken. Lange Risse bilden sich, tiefe Spalten klüften auf; Schollen brechen ab, treiben davon, prallen aufs neue an. Wenn Seegang und Eispressung sie zu Prackeis auftürmen, durchdröhnt ohrenbetäubendes Donnern und Krachen die polare Stille. Alle Männer der Driftstationen kennen diese Stimmen des Eises. Je länger einer auf der Eisinsel lebt, um so hellhöriger wird sein Ohr dafür; er lernt bald, das Gewöhnliche vom Gefährlichen zu unterscheiden. Denn unentwegt wirken die Elemente – Wasser und Wind – im rauhen Zusammenspiel auf das Eiseiland ein, nagen an ihm, stauchen und pressen es, sprengen, schluchten es auf. Nicht anders erging es der driftenden Eisinsel mit der Polarstation „Nordpol 28“...

Driftreise im Eiskessel

Eine Crew der UdSSR-Polarfliegerei kurvte im zeitigen Frühling '86 Tag für Tag über dem „ewigen Eis“, weit vor der Küste. Im Norden der Neusibirischen Inselgruppe, inmitten eines unübersehbaren Treibeisfeldes bei der Shochowa-Insel, entdeckten die Piloten, was sie suchten: die gewaltige Eisscholle für eine neue, die 28. „Nordpol“-Driftstation. Als sich deren künftige Bewohner – Polarforscher, insbesondere Aerologen, Meteorologen, Ozeanologen, Hydrochemiker und Geophysiker – bereits anschickten, ihr eisiges, schneebedecktes Eiland in Besitz zu nehmen, brachten die Polarflieger schlechte Kunde: Während eines Orkans, der tagelang getobt hatte, war die Eisinsel in zwei Teile zerbrochen. Neue Starts, neues Suchen – drei Wochen hindurch. Dann war eine andere Riesenscholle gefunden, zwar kleiner als die vorherige, aber mit rund fünf mal fünf Kilometern im Umfang (vergleichsweise die Fläche des Berliner Stadttzentrums zwischen Friedrichshain und Brandenburger Tor) durchaus einladend genug.

Die Driftstation bei der Ankunft des Eisbrechers (rechts) ● Die gesamte Ausrüstung von „Nordpol 28“ wird innerhalb 24 Stunden an Bord der „Rossija“ gehievt (unten).

Wie schon ihre Vorgängerin, „Nordpol 27“, wurde auch diese Eisinsel auf ungewöhnliche Weise „besiedelt“: An zwei Wochenenden im Mai '86 sprangen Fallschirmsportler zum Eiseiland ab, planierten eine Landebahn, empfingen – gleichfalls per Fallschirm aus der Luft – die ersten montierbaren Wohn- und Laborcontainer, 200 Fässer Treibstoff, Lebensmittel sowie ein Raupenfahrzeug. Diese neuartige Methode, eine Station zu eröffnen, erfordert nur noch ein Siebentel an Zeit, reduziert die Kosten um die Hälfte. Nachdem die 29 Insel-Ureinwohner der „ersten Schicht“ unter Leitung von Alexander Tschernyschow (Foto auf der Titelseite) eingetroffen waren, begann die schwimmende Forschungsstation ihre Driftreise...

Alarmruf vom Null-Meridian

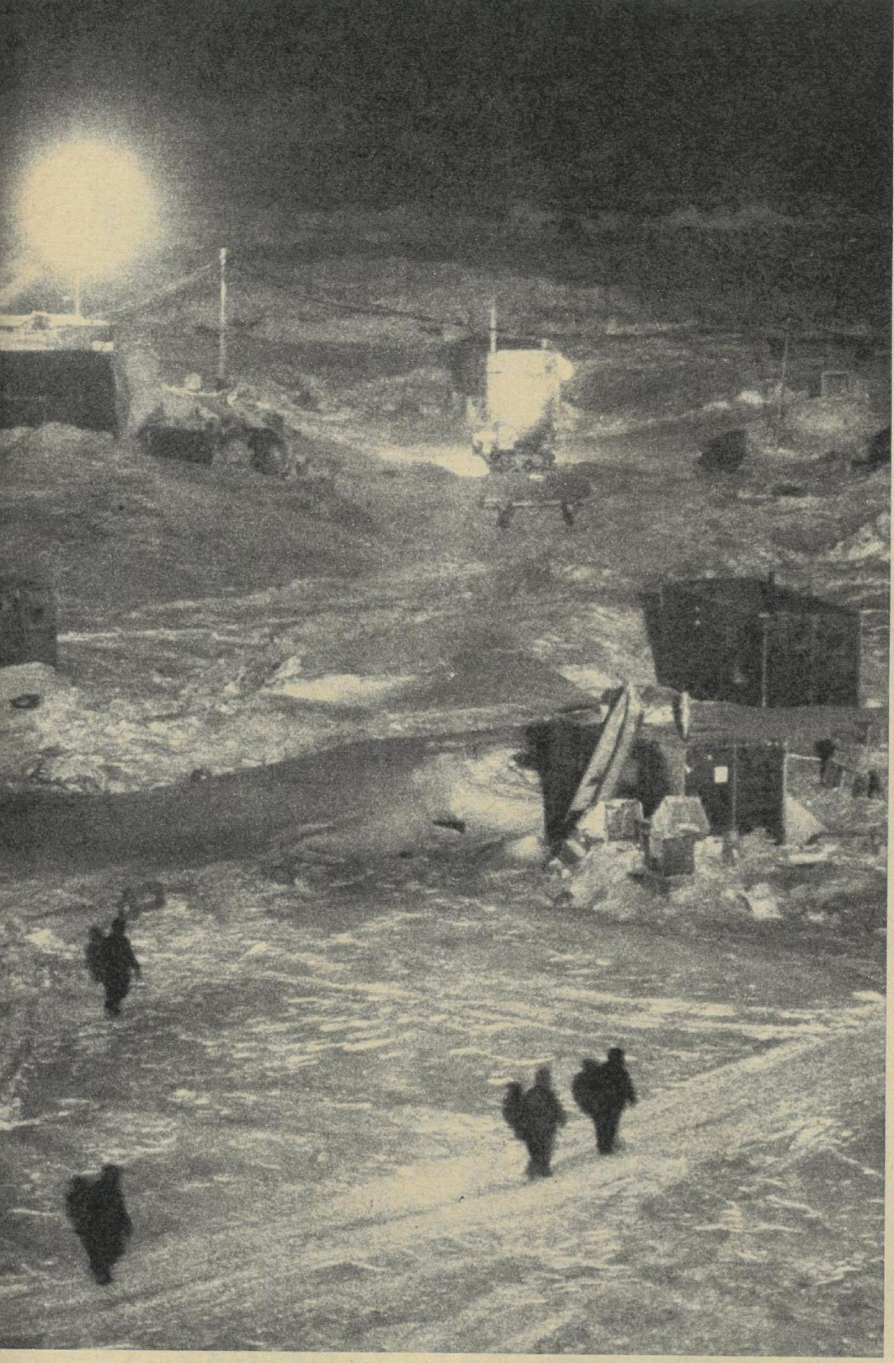
Noch keiner anderen Driftstation-Besatzung vorher war es möglich gewesen, tagtäglich so viele Daten zu dokumentieren und zu übermitteln. Denn „Nordpol 28“ war erstmals mit einem leistungsfähigen Computer samt einigen Terminals ausgerüstet. Schon seit den ersten Monaten der Drift zeigte sich deren Nutzen durch eine weitaus vergrößerte, zeitweilig das Dreifache erreichende Ausbeute von Angaben der Polarforscher über ihre meteorologischen, ozeanologischen und hydrochemischen Untersuchungen, ebenso bei der Erforschung von Prozessen in der Ionosphäre und des Erdmagnetfeldes sowie der seismo-akustischen Erkundungen des Meeresbodens.

Monat für Monat zog „Nordpol 28“ durch den arktischen Eisozean ihre unvorhersehbare, unbestimmbare Bahn. Im Leningrader Forschungsinstitut für Arktis und Antarktis markierten auf der Karte der Leitstellen Fähnchen und Linien den Zickzack-Weg der Driftstation. Spätestens seit Anfang vorigen Herbstes wurde deren Kurs mit zunehmender Spannung verfolgt, denn er offenbarte eine immer augenfälligere Analogie zur Driftroute der „Nordpol 1“-Expedition Papanins und seiner drei Getreuen im Winter 1937/38; wie damals nahm auch die Driftgeschwindigkeit rapide zu. „Wo wollt ihr nur so eilig hin?“ hatte man seinerzeit, in ähnlicher geographischer Breite, Papanin verwundert über Funk gefragt. Eines stand fest: Hielt „Nordpol 28“ den Kurs zur Grönlandsee und das Tagestempo von sechzehn, achtzehn, zwanzig und mehr Kilometern bei, dann drohte der Eisinsel dasselbe Schicksal wie „Nordpol 1“, nämlich binnen kurzem dahinzuschmelzen. In Höhe der Nordküste Grönlands, beim Null-Meridian, schickte das Stationsteam den Alarmruf in den Äther...

Rettungsauftrag für „Rossija“

Aus Murmansk stach der Atomeisbrecher „Rossija“, dessen Crew durch eine Expertengruppe von Polarspezialisten verstärkt worden war, in See – mit Kurs Nord-Nordwest. Am dritten Reisetag erreichte er das Operationsgebiet, kämpfte sich durch Treibeisfelder – bis sich ihm eine vielfach gestaffelte Barriere aus Packeis entgegenstellte.

Anlauf um Anlauf gegen das Eis – mit der Kraft von 72 000 PS; der hochgezogene Eisbug und das massige Vorschiff der „Rossija“ glitten über den Eisrand hinweg, doch selbst der Druck von Hunderten Tonnen Stahl vermochte es nicht, die nötige Bresche zu schlagen. „Jedesmal überwinden wir dabei 50 bis 70 Meter. Das macht eine Meile in drei Stunden“, meldete Expeditionsleiter Kornilow. Das fünf Meter dicke Eis erwies sich letztlich als zu „harte Nuß“. Mehr noch: Die wuchtigen, vielstündigen Attacken konnten Schiff und Retter selber in Gefahr bringen. Kapitän Lamechow entschloß sich daher zu einem Umgehungsmanöver, befahl, den Vorstoß zur Driftstation von



Norden her zu versuchen. Diese Entscheidung sollte sich als richtig erweisen...

Salut beim Finale

Nüchtern, emotionslos wirken die Notizen im Wachbuch der „Rossija" über die Schlußphase des Geschehens. 20. Januar, 7 Uhr früh: „Von der Kommandobrücke sind wieder die Lichter der Station zu sehen"; 10 Uhr vormittags: „Schlagen uns weiter durch"; 13.30 Uhr: „Ganz nahe bei der Station, liegen fest, Vorbereitung zur Ladungsaufnahme beginnt", 18 Uhr: „Temperatur minus 32 Grad, Wind 20 m/sec." Letzteres bedeutete: Der rauhe Wind des Tages wechselte vor der Nacht zu eisigem Polarsturm ... Anderntags, 10 Uhr früh: Meeting in der Messe der Driftstation. Expeditionsleiter Kornilow, stellvertretender Direktor des Leningrader Arktis- und Antarktis-Instituts, würdigte Standhaftigkeit und Leistung der Polarforscher. Danach gingen alle ins Freie; sie verfolgten, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, wie das rote Banner, das rund 970 Tage über der Station in der polaren Eiswüste geweht hatte, langsam niedergeholt wurde; Salut wurde geschossen, bunte Leuchtraketen stiegen auf, illuminierten das Polardunkel; die Station „Nordpol 28" war geschlossen.

Das Finale endete glücklich. „Das war freilich mein schwerster Einsatz", sagte „Rossija"-Kapitän Lamechow. „Aber ungeachtet aller Unbilden bargen wir sowohl die Männer als auch die gesamte Ausrüstung, sogar die Treibstoffreserven. Wir haben die Eisinsel ökologisch sauber zurückgelassen..."

Ein neues, aufschlußreiches Kapitel der UdSSR-Arktisforschung hat seinen Abschluß gefunden. Nachdem die unmittelbare „Nordpol 28"-Nachfolgerin, die Driftstation Nummer 29, bereits im Sommer '88 aus der Drift geraten war und im August bei Franz-Joseph-Land aufgegeben werden mußte, befinden sich gegenwärtig „Nordpol 30" sowie „Nordpol 31" im östlichen Eisozean auf Drifttour. Und weitergeführt wird auch das Erkundungsprogramm von „Nordpol 28". An ihrer Stelle driftet der Forschungseisbrecher „Otto Schmidt", vom Rand des Packeisfeldes vorsorglich Abstand haltend, auf den Kursen von „Nordpol 1" und „Nordpol 28": nach Süden, immer nach Süden, getragen vom starken Strom, der sich aus dem Arktischen Ozean durch den „Trichter" in den Atlantischen Ozean ergießt.

Text: B. Pankow, Fotos: TASS/D. Sokolow, Karte: J. Arfert

Den Alarmspruch ließ Wladimir Stepanow (unten links), Stationschef der „dritten Schicht" funken ● Wohliges Plantschen der eisgehärteten Polarnikis im warmen Wasser des Schwimmbassins der „Rossija" (unten): Es ist geschafft.

Im nächsten Heft:

Steppenhochzeit im Altai

Sosnowo ist ein Dorf im Altai, das fast ausschließlich von Sowjetdeutschen bewohnt wird. Ein großer Bildbericht.

Foto: D. Steinberg

Laser für den Umweltschutz

In Forschungskooperation zwischen Wissenschaftlern aus der DDR und der UdSSR wurde ein Diodenlasergerät entwickelt, das präzise Schadstoffe ortet und mißt.

Kandidat der Jugend

Der Komsomol stellt erstmals eigene Kandidaten für die Wahl zur Obersten Volksvertretung der UdSSR auf. Der Kernphysiker und Jugendsekretär der Lomonossow-Universität Maxim Sotnikow ist einer von ihnen.

Wo sich der blaue Atlantik mit den grünen Tropen trifft...

liegt Havanna, Hauptstadt des sozialistischen Kuba. Die Altstadt dieser Metropole, deren historische Bauten auf der Denkmalsliste der UNESCO stehen, wird restauriert. FREIE WELT-Reporter sahen sich in La Habana vieja um.

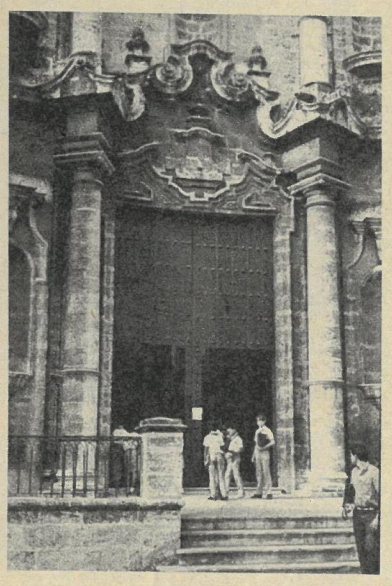


Foto: D. Steinberg

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

BÜHNENBILDER AUS DER DDR (3)

Karl von Appen

Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui

(von Bertolt Brecht)

Preisfrage:

Mit der Rolle des Ui spielte sich der junge DDR-Schauspieler in die erste Reihe und wurde international bekannt. Wie lautet sein Name?
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3.–5. Preis je 50,– Mark
Lösung bitte auf Postkarte bis 29. März 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10 Berlin, 1056
Gewinner in Heft 8/89

Redaktion: U. Weil, Reproduktionen: U. Wirth (Sammlung der Zeichnungen, Nationalgalerie), Berliner Verlag

Bertolt Brecht schätzte den Chefbühnenbildner seines „Berliner Ensembles“ außerordentlich hoch. Karl von Appen habe die sehr verschiedenen Aufgaben, welche die sehr verschiedenen Stücke ihm stellten, in immer neuer erfinderischer Weise gelöst. Er lobte seine höchstpersönliche Handschrift, nannte sie phantasievoll realistisch und poetisch kritisch und meinte, „seine Szenenskizzen, die der Regie köstliche Anregungen gewähren, gehören in ein Theatermuseum“. Appen selbst empfand die Jahre der Zusammenarbeit mit Brecht als „die schönsten meines Lebens“. Auch nach des Dichters Tod 1956 blieb er der Brecht-Bühne unter Helene Weigel treu, an der 1959 nun Manfred Wekwerth und Peter Palitzsch Brechts Parabelstück über den Faschismus und seine Hintergründe im Stil eines grellen Jahrmarktspektakels inszenierten. Die Premiere von „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“ war einer der selten gewordenen großen Abende in der deutschen Theatergeschichte, schrieben die Kritiker damals. Die Aufführung des BE errang Weltruhm. Karl von Appens Bühnenbilder verdeutlichten die beklemmende Stimmung der Vorgänge. Sein schillernder Panoptikumsrahmen (das kleinere Foto zeigt ein Detail) ist mit vielen bunten Glühlampen bestückt, eine Jahrmarktsbude. Noch sitzt der Gangsterhäuptling wartend vor der Tür des Karfioltrusts. Nach der Machtergreifung des Ui macht die Jahrmarktsbude einem Zirkuszelt Platz. Durch ihre Originalität, lakonische Schärfe und artistische Brillanz überzeugte die Inszenierung künstlerisch und erreichte somit auch ihren politischen Zweck, Warnung zu sein. Nach 532 Vorstellungen wurde das Stück im Januar 1974 zum letzten Mal im BE gespielt. Auf der verdunkelten Bühne reißt sich der Darsteller des Ui im Scheinwerferlicht Schnurrbart und Perücke ab, wendet sich an das Publikum: „Ihr aber lernet, wie man sieht statt stiert/Und handelt, statt zu reden noch und noch./So was hätt einmal fast die Welt regiert!/Die Völker wurden seiner Herr, jedoch/Daß keiner uns zu früh da triumphiert-/Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“